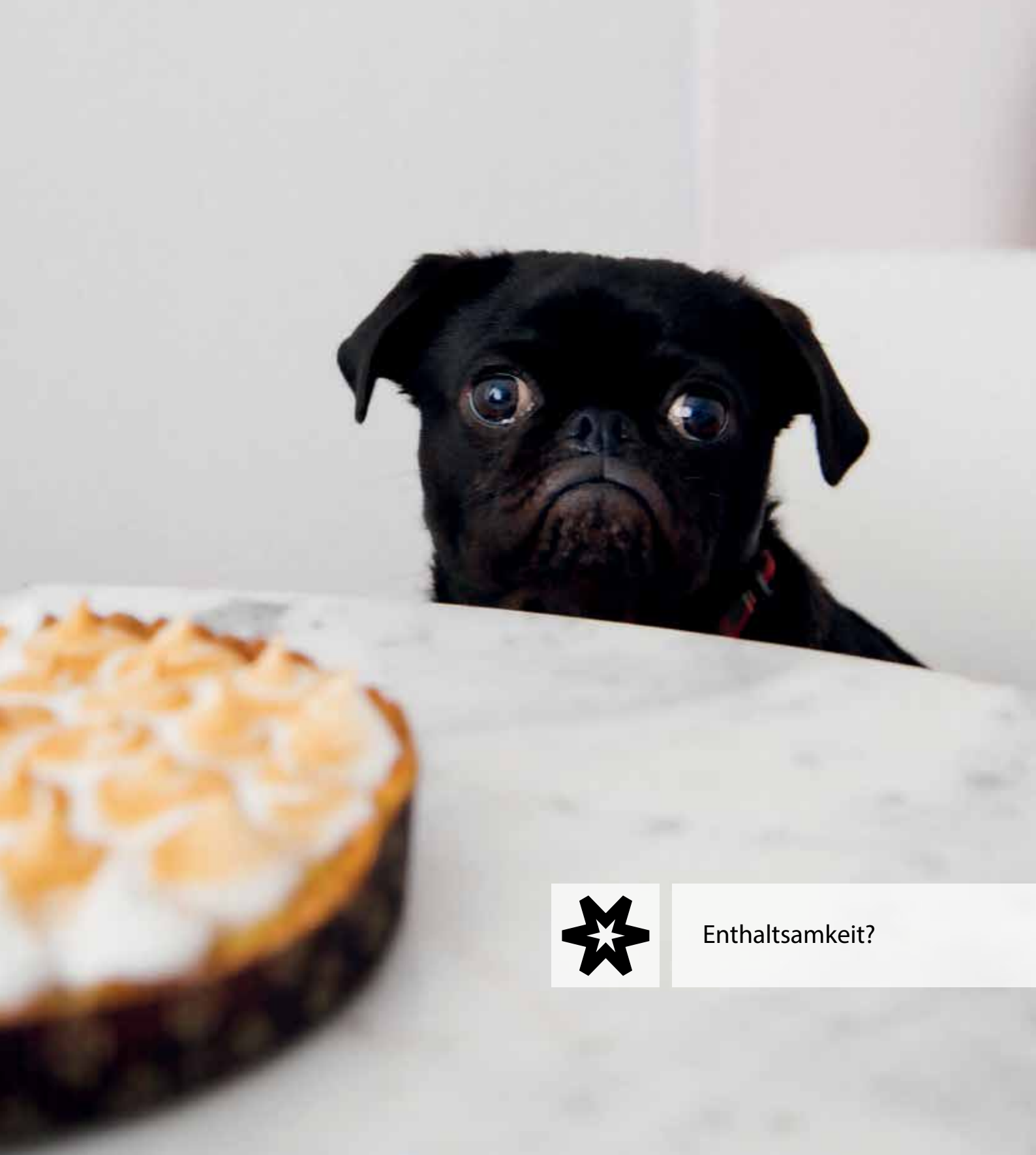
GEORG

Magazin der Hochschule Sankt Georgen **2 / 2019**



Enthaltsamkeit?

Impressum

GEORG Magazin der Hochschule Sankt Georgen

Herausgeber Rektor der Hochschule

Chefredakteur Tobias Specker SJ

Redaktion Wolfgang Beck, Carolin Brusky, Martin Höhl, Johannes Köhler, Vanessa Lindl, Jakob Schorr, Martin Sternhagen

Künstlerische Gestaltung Elke Teuber-Schaper, Sigurd Schaper

Redaktionsassistenz Judith Schulz-Häuser, Pauline Erdmann

Beratung Cornelia von Wrangel

Grafik Design Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Titelbild © Charles, Unsplash.com

Druck Esser Druck & Medien GmbH, www.druckerei-esser.de

Redaktionsanschrift
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt
Tel. 069. 6061 -0, Fax 069. 6061 -307
E-Mail rektorat@sankt-georgen.de

Vertrieb
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251-690 131

Bezugsbedingungen
Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer. Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf. Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich, sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres eingehen.

Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion. Bei Abbildungen und Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nachricht zwecks Gebührenerstattung.

Wenn Sie den GEORG per Post erhalten, sind Ihre Daten (Postadresse und Name) bei uns gespeichert. Wir freuen uns, Sie zu unseren Empfängern zu zählen, und nutzen Ihre Daten nur zum Versand dieser Zeitschrift. Wenn Sie die Zeitschrift nicht mehr erhalten möchten, können Sie sie mit einer einfachen Nachricht per E-Mail an rektorat@sankt-georgen.de oder per Telefon (069 / 60 61 – 219 oder 069 / 60 61 - 204) abbestellen. In diesem Fall werden wir Ihre Daten aus unseren Verzeichnissen löschen. Unsere Datenschutzerklärung finden Sie im Internet unter http://www.sankt-georgen.de/footer/datenschutzerklaerung/.

ISSN 2195-3430

Auflage 3.000 © Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2019

Foto: Elke Teuber-S

Liebe Leserinnen und Leser,

„Freudenlos, finster und mürrisch“ ist für Immanuel Kant die „Mönchsasketik“, die er in der „Metaphysik der Sitten“ kritisiert. Und auch der Mops des Titelbildes mag zwar noch voller Sehnsucht sein, doch deutet sich die Freudlosigkeit schon an: Ob der Kuchenentzug nicht auf Dauer zu einem mürrischen Hundedasein führt? Damit ist allerdings nicht alles gesagt, denn Kant kennt auch die „Kultur der Tugend“, eine ethische Askese, die auf ein fröhliches Herz zielt. Es gibt für den Königsberger Philosophen also eine rechte Enthaltsamkeit, auch wenn diese dem Mops in Ermangelung der Kenntnis des Sittengesetzes wohl bedauerlicherweise unzugänglich bleibt.

Jenseits des Titelbildes ist das Thema allerdings wenig niedlich: Macht die Forderung nach Enthaltsamkeit blind gegenüber sexueller Gewalt, ja fördert sie diese geradezu, indem sie die Ausbildung reifer Persönlichkeiten verhindert? Stabilisiert sie ausgrenzende hierarchische Strukturen und ein innerkirchliches Standesdenken? Geht sie notwendig mit einer leibfeindlichen Kultur einher und ist so Ausdruck einer Disziplinarmacht, von der gerade Frauen in der Kirche betroffen waren und sind? Zumindest die konkreten Formen der Enthaltsamkeit sind immer zweideutig. Auf der anderen Seite und in einem anderen Zusammenhang ist die Forderung nach Enthaltsamkeit jedoch zur Zeit ausgesprochen positiv präsent, zumindest an Freitagen: Ein neues Bewusstsein für die Begrenztheit natürlicher Ressourcen bringt die Notwendigkeit von Konsumverzicht und Jetset-Entsagung zumindest appellativ in alle Munde und schärft den Blick für Orte und Lebensformen, in denen, oftmals außerhalb der Kirche, diese Form von Enthaltsamkeit schon gelebt wird.

Insofern geht es in diesem GEORG wesentlich um die Kraft, die darin liegt, etwas nicht zu tun. Enthaltsamkeit ist Askese, und Askese kommt vom Üben. Als Übung ist Enthaltsamkeit niemals statisch, sondern kann zum Ausdruck der Veränderbarkeit und Dynamik des menschlichen Lebens werden: Niemand ist einfachhin durch seine und ihre Bedürfnisstrukturen eingegrenzt. Der Sinn der Enthaltsamkeit liegt dabei niemals in sich selbst, sondern im Anderen. Sie ist nicht Selbstsorge, sondern Sorge um die Anderen: Enthaltsamkeit kann den Zwischenraum öffnen, in dem der Andere sich zeigen kann. Sie nimmt sich zurück, damit die Andere Freiraum hat – und imitiert in dieser Weise das Schöpfungshandeln Gottes: „Diese Aufmerksamkeit [auf den Anderen] ist schöpferisch. Denn in dem Augenblick, da sie geschieht, ist sie Verzicht.“ (Simone Weil, *Das Unglück und die Gottesliebe*). Enthaltsamkeit als schöpferische Tätigkeit! Schließlich: Wer über Enthaltsamkeit spricht, darf zwar nicht über Sex schweigen. Aber es gilt, im Blick zu behalten, dass die christliche Enthaltsamkeit, die Enthaltsamkeit Jesu, größer und weiter ist: Sie ist Enthaltsamkeit von Besitz und Status, Entsagung von Heimat und familiärer Geborgenheit und Verzicht auf aggressive Selbstbehauptung. Enthaltsamkeit ist mehr als Selbstkontrolle, anderes als bloßes Nein zum Sex und auch kein unique selling purpose der klerikalen Lebensform. Zu erkunden, was sie positiv sein kann, dazu lädt dieses Heft ein.

Tobias Specker SJ

Tobias Specker SJ Chefredakteur

Inhalt

06 **Titelstory**

Martin M. Lintner OSM
Vom Sinn und Unsinn der Enthaltsamkeit

17 **Aus dem Priesterseminar**

Interview mit Christof May und Lucas Weiss
Kirchenentwicklung und Priesterausbildung

10 **Worte zur Zeit**

Ansgar Wucherpfennig SJ
Verzichten für den Frieden

15 **Vorgestellt**

Jakob Schorr und Cornelia von Wrangel
Über den Schlussakkord hinaus – Helmut Föller

Editorial
03

30 **Scientia – Philosophie**

Fabian Moos SJ
Sollten wir nicht alle viel mehr verzichten?

36 **Aus dem Jesuitenorden**

Clemens Kascholke SJ
Der Freiheit Schneisen schlagen

12 **Stimmen aus Sankt Georgen**

Krishna Ram Albers, Elisabeth Quarch, Christina Wolff
Theologie – wie peinlich?

41 **Alumni berichten**

Interview mit Carmen Neumayer
„So können wir nicht weitermachen!“

Impressum
02

44 **Scientia – Theologie**

Alexander Löffler SJ
Kann man mehr als eine Religion praktizieren?

34 **Aus den Instituten**

20 **Fragen über Fragen**

an Bernhard Knorn SJ

21 **Das besondere Buch**

Tobias Specker SJ
„Niemand stirbt davon, dass er von Sternen träumt“

Geschafft!
50

28 **Pietas**

Marion Schwermer
Gedanken zur Ambivalenz der Entschiedenheit

38 **Aus der Hochschule**

24 **Weltkirche**

Pater Dr. Nikodemus C. Schnabel OSB
Als Mönch im Auswärtigen Amt

26 **Centerfold**

Vom Sinn und Unsinn der Enthaltsamkeit

MARTIN M. LINTNER OSM
Professor für Moraltheologie, PTH Brixen

Als einem Ordensgeistlichen, der aus religiösen Gründen ehelos lebt, begegnen mir allenthalben gewisse Vorbehalte. Gerade heute, da bewusst und weiter darüber nachgedacht wird, „in welcher Weise der Zölibat für bestimmte Personengruppen in spezifischen Konstellationen ein möglicher Risikofaktor für sexuelle Missbrauchshandlungen sein kann“ – so die MHG-Studie über sexuellen Missbrauch –, sehe ich mich mitunter dem Verdacht ausgesetzt, mit der Sexualität Probleme zu haben oder aber ein Doppelleben zu führen. Die Sinnhaftigkeit eines enthaltsamen Lebens wird heute oft problematisiert, ja sogar in Frage gestellt. Wenn ich über die mögliche Bedeutung

„In jeder Lebensform geht es um eine persönliche Antwort auf den Ruf Gottes.“

des Zölibats nachdenke, wird mir manchmal die kritische Rückfrage gestellt, ob ich nicht die aus religiösen Gründen gewählte Ehelosigkeit als eine Lebensform verstehe, die besser sei als die partnerschaftliche – eine Ansicht, die die Kirche jahrhundertlang geprägt hat, die aber spätestens seit dem Zweiten Vatikanum überwunden worden ist.

Aus christlicher Perspektive geht es bei jeder religiös begründeten Lebensform um eine Berufung und damit um die persönliche Antwort auf den Ruf Gottes, die man nach reiflicher Überlegung und Prüfung sowie im Vertrauen darauf gibt, damit dem Willen Gottes für das eigene Leben zu folgen. Jede Berufung gründet in der gemeinsamen Taufgnade der Gemeinschaft mit Christus, um in der Freundschaft zu ihm zu wachsen sowie die christliche Liebe zu leben und zu bezeugen. Im Entdecken und Leben der individuellen Berufung geht es darum, der jeweiligen Lebensform einen Sinn zu geben, ohne abzusprechen, dass dieser Sinn nicht auch in anderen Lebens- und Berufungsformen verwirklicht werden kann. Wenn ich im Folgenden über Sinn und Unsinn von Enthaltsamkeit reflektiere, dann nicht, um Aspekte zu betonen, die nicht auch in einer partnerschaftlichen Lebensform den Umgang mit der Sexualität betreffen würden. Enthaltsamkeit kann im Wesentlichen nur in Keuschheit gut gelebt werden, das heißt in jener Tugend, die um einen verantwortungsvollen Umgang mit der Sexualität als integrativen Teil der eigenen Persönlichkeit bemüht ist. Zur Keuschheit – die nicht mit Enthaltsamkeit zu verwechseln ist – sind Zölibatäre wie auch Menschen, die in einer Partnerschaft leben, berufen. Ebenso sei bloß angemerkt, dass Ehelosigkeit nicht Beziehungslosigkeit bedeutet. Auch zölibatär Lebende brauchen gute, vertrauensvolle Beziehungen und Freundschaften, in denen Zuneigung und Nähe ihren Platz haben, auch wenn sie nicht auf der sexuellen Ebene ausgelebt werden.

Im frühen Christentum hat die Sexualfeindlichkeit unbestreitbar eine wichtige Rolle dafür gespielt, dass die Enthaltsamkeit als erstrebenswerte Tugend angesehen worden ist und sich die Ehelosigkeit zu einem wesentlichen Aspekt des Ordenslebens entwickelt hat. Dennoch reicht eine Begründung ex negativo nicht aus, um zu erklären, dass sich bis heute Menschen aus religiösen Gründen für eine zölibatäre Lebensweise und damit für ein Leben in Enthaltsamkeit entscheiden. Im Gegenteil, eine derartige Motivation wird heute als höchst problematisch angesehen: Erstens sind wir heute davon überzeugt, dass die negative Deutung der Sexualität und die Verurteilung der sexuellen Lust als etwas Animalisches, ja sogar Sündhaftes zutiefst dem biblischen und christlichen Menschenbild widersprechen. Zweitens lehrt uns die Motivationspsychologie, dass eine Entscheidung langfristig nur dann tragfähig ist, wenn sie positiv motiviert ist. Wer sich für die zölibatäre Lebensform entscheidet, weil er Probleme mit der Sexualität hat und meint, durch Verzicht auf die ausgelebte Sexualität der Auseinandersetzung mit diesen Problemen zu entgehen, gründet seine Lebensentscheidung letztlich auf eine falsche Motivation und wird früher oder später von den verdrängten und unbewältigten Problemen eingeholt. Auf beglückende Erfahrungen wie Partnerschaft, sexuelle Intimität und Elternschaft zu verzichten, macht nur Sinn, wenn dieser Verzicht Möglichkeiten und

Foto: Sigurd Schaper

Freiräume eröffnet, etwas Sinnvolles zu verwirklichen, was Erfüllung schenkt. Enthaltsamkeit ist in diesem Sinn nicht Selbstzweck, sondern steht im Dienst der Liebe gegenüber den Menschen und Gott sowie der Entfaltung der eigenen Persönlichkeit. Sie will befähigen, in der Hingabe seiner selbst an Christus und an die Menschen zu wachsen. Ob sie diesem Ansinnen förderlich ist oder nicht, ist und bleibt Prüfstein für die Sinnhaftigkeit gelebter Enthaltsamkeit. Herzenshärte, Verbitterung, Zynismus oder eine frauenbeziehungsweise männerverachtende Haltung, die sich in abschätzigen Bemerkungen über das je andere Geschlecht zeigt, können Ausdruck einer „schlecht gelebten“ Enthaltsamkeit sein. Enthaltsamkeit kann nämlich nicht allein darauf beschränkt werden, dass jemand sexuell abstinent lebt. Sie betrifft vielmehr die ganze Persönlichkeit, prägt den Charakter und formt die Grundhaltungen, wie jemand auf Menschen blickt und Beziehungen lebt oder mit seinen Gefühlen, Bedürfnissen und Emotionen umgeht.

Durch die zölibatäre Lebensform bleiben wichtige menschliche Bedürfnisse unbefriedigt: nach sexueller Lust und Intimität, Partner- oder Elternschaft. Es wäre falsch, dies zu leugnen oder diese Bedürfnisse einfach zu kompensieren, zum Beispiel durch übermäßiges Essen, Alkoholkonsum, übertriebene Körperpflege, Flucht in die Arbeit, Streben nach Bestätigung und Anerkennung. Es gilt, diese Verzichtserfahrungen

„Enthaltsamkeit als Lebensform ist nicht ein Zustand, sondern ein lebenslanger Prozess.“

als etwas auszuhalten, was mitunter auch schwerfällt und weh tut, und sich damit auszusöhnen, auch wenn es – je nach Gemütszustand, Lebenslage und Alter – einmal leichter, ein andermal vielleicht schwieriger gelingt. Enthaltsamkeit als Lebensform ist nicht ein Zustand, sondern ein lebenslanger Prozess.

Lust und Glück einer erfüllten Sexualität lassen Lebendigkeit und Lebensfreude erfahren. Papst Franziskus würdigt die Sexualität ausdrücklich: „Die Momente der Freude, der Erholung oder des Festes und auch die Sexualität werden als eine Teilhabe an der Fülle des Lebens in seiner [Christi] Auferstehung erlebt“ (Franziskus, *Amoris laetitia* 317; folgend AL). Der Paradigmenwechsel in der kirchlichen Lehre von einer negativen hin zu einer positiven Deutung der Sexualität kommt hier deutlich zum Ausdruck. Die Partnerschaft inklusive der sexuellen Intimität ist eine Form intensivster zwischenmenschlicher Beziehung. Die Erfahrung, dass zwei Menschen sich gegenseitig ganz annehmen, füreinander offen, berührbar und da sind und einander auch Fehler, Unzulänglichkeiten, Verletzungen, ja sogar Untreue verzeihen, kann für sie zum Sinnbild der heilsamen Liebe Gottes werden.

Die um Christi willen gewählte Enthaltsamkeit in einem ehelosen Leben ist in dieser Perspektive aber ebenso „eschatologisches Zeichen des auferstandenen Christus“ (AL 161), weil sie nämlich zur konkreten, auch leiblich spürbaren, manchmal erlittenen Erfahrung wird, dass die vollkommene Teilhabe an der Fülle des Lebens des Auferstandenen noch vor uns liegt und dass wir auf sie hin unterwegs sind. Sie kann damit auch in bewusster Solidarität mit jenen gelebt werden, die unfreiwillig Single sind, aber auch mit jenen, die in einer Partnerschaft leben, insofern eine solche immer auch in mancherlei Hinsicht von Verzicht und Aufopferung geprägt ist.

Die Enthaltsamkeit kann auch zu einer Grundhaltung dafür werden, mich selbst und die eigenen Bedürfnisse nicht zu wichtig zu nehmen. Vereinfacht gesagt: Die eigenen Bedürfnisse sind nicht der Maßstab, wie ich die anderen Menschen oder die Umwelt wahrnehme. Die Schönheit von Dingen, auch die ästhetische Schönheit und Anmut eines Menschen können wahrgenommen und genossen werden, ohne mich im Sinne von Bedürfnisbefriedigung ihrer zu bemächtigen – und sei es nur in der Phantasie oder emotional. Jesus warnt in der Bergpredigt eindringlich vor dem „begehrenden Blick“ (vergleiche Mt 5,28), das heißt vor einem Blick, der danach drängt, die andere Person zu besitzen, sodass jemand in seinem Herzen beginnt, sich diese Person zu eigen zu machen, sie – in welcher Form auch immer – den eigenen Bedürfnissen und Wünschen dienstbar zu machen. Dem Blick ist eine Ambivalenz eingeschrieben (vergleiche zum Beispiel das Drama *Die geschlossene Gesellschaft* von Jean Paul Sartre). Indem ich den Anderen erblicke, nehme ich ihn zunächst als Objekt wahr, und sein Blick, der mich trifft, macht mich zum Objekt. Ich bin nicht, ohne erblickt und gesehen zu werden. Aber bin ich der, als der ich gesehen werde, als den der andere mich sieht – mich sehen (und haben) will? Gesehen und angeblickt zu werden ist heilsam und befreiend, wenn ich nicht als welches Objekt auch immer angesehen werde, sondern mit meinen Empfindungen, Bedürfnissen und Verwundungen wahrgenommen werde. Enthaltsamkeit kann eine Übung sein, mich selbst zurückzunehmen, die eigenen Wünsche und Sehnsüchte zu zügeln, um empfindsam zu werden für die Befindlichkeit und Sehnsüchte des Anderen, ihn frei und unverzweckt anzublicken – um seinetwegen, nicht um meinetwillen. In diesem Sinne „hat die Jungfräulichkeit den symbolischen Wert einer Liebe, die es nicht nötig hat, den anderen zu besitzen, und spiegelt so die Freiheit des Himmelreiches wider“ (AL 161).

Enthaltsamkeit bedeutet auch, dass der Sinn des Lebens nicht (nur) darin besteht, Befriedigung(en) zu suchen beziehungsweise zu finden. Sie hilft auszuhalten, dass das Leben nicht nur lustvoll und befriedigend ist. Die Fähigkeit und Bereitschaft zur Enthaltsamkeit kann in Zusammenhang gebracht werden mit jenem Mechanismus, der in der Psychologie als Frustrationstoleranz bezeichnet wird. Sie ist die Fähigkeit, unangenehme Erfahrungen oder psychische Spannungen, die sich aufgrund von Misserfolgen, Enttäuschungen oder nicht befriedigten Triebwünschen ergeben, konstruktiv zu bewältigen. Damit ist zum Beispiel die Verhinderung von übermäßiger Kraftanstrengung gemeint, um solche Situationen entweder zu ertragen oder aber zu vermeiden. Erfahrungen von nicht befriedigten Bedürfnissen oder Wünschen beziehungsweise auch von nicht erreichten Zielen, ja auch von Scheitern stellen nicht den Sinn des Lebens insgesamt in Frage. Enthaltsamkeit bedeutet also nicht, miesepetrig jeglicher Lust- und Glückserfahrung zu entsagen, sondern, dass die Verwirklichung eines erfüllten Lebens nicht mit Glücks- und Lusterfahrungen zu verwechseln ist. Letztlich – und das mag auch ein entscheidender Beweggrund zu Beginn des klösterlichen Lebens gewesen sein – ist die Enthaltsamkeit Ausdruck einer Grundhaltung, dass man keine Angst hat, im Leben durch Verzicht zu kurz zu kommen.

Die Enthaltsamkeit hat schließlich auch mit geduldiger und beständiger Übung zu tun. Sie bedarf der Willenskraft und der psychischen Hygiene, sich nicht jedem Reiz auszusetzen, sondern sorgsam darauf zu achten, womit man sich auseinandersetzt und mit wem man welchen Umgang pflegt. Sie bedarf auch des Bewusstseins davon, dass es – und diese Einsicht beziehungsweise Lebenserfahrung des heiligen Augustinus behält durchaus ihre Gültigkeit – eine nur unproblematische Sexualität nicht gibt, und dass wir in diesem Bereich immer auch gefährdet und verwundbar bleiben.

Ein Leben in religiös begründeter Enthaltsamkeit will also zu einem wertschätzenden, liebevollen Umgang mit den Mitmenschen sowie zur Nachfolge Jesu befähigen. In sie investiert er beziehungsweise sie alle Kräfte und Energien im hoffenden Vertrauen, dass Jesus „nichts nimmt, sondern vielmehr alles gibt“ (Benedikt XVI.).

Zum Weiterlesen

Martin Lintner, Den Eros entgiften,
Tyrolia 2011.

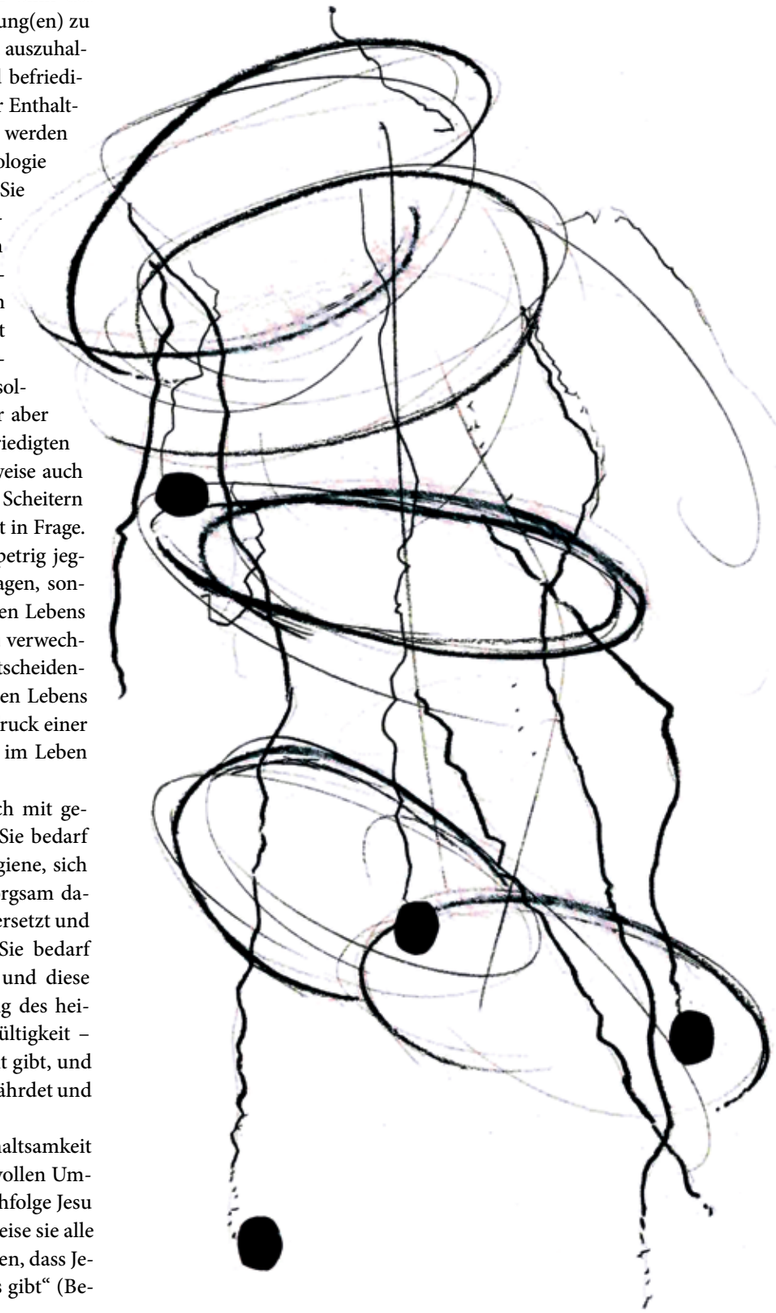


Illustration: Elke Teuber-S.

Verzichten für den Frieden

Worte zur Zeit

ANSGAR WUCHERPFENNIG SJ
Rektor der Hochschule Sankt Georgen

„Monsieur, le président, je ne veux pas le faire, je ne suis pas sur terre, pour tuer des pauvres gents“, so beginnt der *Déserteur,* ein Protestlied gegen Frankreichs Engagement im Indochinakrieg; geschrieben von Boris Vian, 1954, nach einer bitteren Niederlage Frankreichs. Vians Chanson ist ein gesungener Brief an den französischen Präsidenten. Der Liedermacher klagt die Sinnlosigkeit des Krieges an und fragt, warum Soldaten immer noch dem Schrecken des Tötens und Getötetwerdens ausgeliefert werden: „Herr Präsident, ich will das nicht tun, ich bin nicht auf der Erde, um arme Menschen umzubringen.“

Gefallen ist die Militärpflicht in Frankreich aber erst in den 60er Jahren nach einem Hungerstreik. Bis dahin landeten Kriegsdienstverweigerer in französischen Gefängnissen. Mit seinem Hungerstreik gegen den Militärdienst hatte der Friedensaktivist Louis Lecoin am 2. Juni 1961 als 74-Jähriger begonnen. Viele weitere Personen schlossen sich ihm an. Nach 14 Tagen wurde Lecoin in ein Krankenhaus zwangseingewiesen. Am gleichen Tag aber wurden 28 Kriegsdienstverweigerer freigelassen. Nach 22 Tagen gab die französische Regierung dem Hungerstreik nach. Der Premierminister Georges Pompidou versprach Lecoin ein Gesetz, das dem Recht auf Kriegsdienstverweigerung den Weg bahnte. Am 5. Juli wurde Lecoin aus dem Krankenhaus entlassen. 1963 ließ die Regierung die inhaftierten Kriegsdienstverweigerer endgültig frei.

Lecoin wurde damals von vielen bekannten Franzosen unterstützt, unter anderem von den Schriftstellern Albert Camus und André Breton. Sein Protest ist ein Beispiel für einen erfolgreichen Hungerstreik, es gibt andere und umstrittenere Beispiele, etwa den der RAF-Häftlinge; selbst Gandhi ist mit seinem gewaltlosen Widerstand, der in seinen Hungerstreiks einen emblematischen Ausdruck gefunden hat, in den vergangenen Jahren gelegentlich in die öffentliche Kritik geraten. Der Hungerstreik ist eine Form von Verzicht und Entsagung, bei der der eigene Körper zur Waffe wird. Nach spätestens vier Wochen zeichnen sich gewöhnlich so heftige Mangelerscheinungen am Körper ab, dass der öffentliche Druck eine Vehemenz bekommt, der sich nur schwer widerstehen lässt.

Ein Hungerstreik ist eine öffentliche Protestaktion mit einem klaren politischen Ziel. Das unterscheidet ihn vom Fasten. Beide verbindet aber der bewusste Verzicht. Fasten erzeugt keinen öffentlichen Druck. Es öffnet Menschen aber oft neue Bewusstseinsräume und gibt Einsichten frei, die ihnen bei gewöhnlicher Nahrungsaufnahme verborgen bleiben. Viele, die mehrere Tage gefastet haben, erzählen von solchen Erfahrungen: Nach einigen Tagen werden sie ansprechbarer für Düfte und Bilder, Inspirationen und Träume und offener für andere Reize als den Duft von frischem Brot oder das Bouquet eines Rotweins. Sie werden auch in Beziehungen sensibler, in menschlichen und auch in der Beziehung zu Gott.

Jesus ist nicht als großer Faster bekannt, im Gegenteil. Im Unterschied zum Täufer Johannes hat Jesus mit den Frauen und Männern, die ihm gefolgt sind, keine Fastengebote gehalten. Johannes´ Fasten war eine prophetische Anklage gegen unhinterfragte Ungerechtigkeiten. Johannes hat sein Essen und Trinken mit den Menschen unterbrochen, er hat die Zivilisation verlassen und ist in die Wüste gezogen. Damit stellte er sich gegen die Selbstverständlichkeiten, die sich eine korrupte Gesellschaft angeeignet hatte, um sich an Gottes Tora vorbeizuschleichen. Sein Verzicht war ein Protest, auch wenn er damit nicht wie die Hungerstreikenden Druck erzeugt hat. Für Jesus war dagegen gerade Essen und Trinken prophetisch. Sein gemeinsames Feiern mit Gesetzlosen war Zeichen von Gottes Nähe. Gott will seine Gerechtigkeit durchsetzen für und durch diese Armen, Hungernden und Weinenden. Für Freiheit und Gerechtigkeit braucht es die Kraft der Hoffnung, und die bekommt man beim Feierabendmahl und beim Gespräch bei Brot und Wein. Als Fastende konnte Jesus sich seine Jüngerinnen und Jünger nicht vorstellen. Sie waren Gäste der Hochzeit zwischen Himmel und Erde, und solche Gäste können nicht fasten, so lange der Bräutigam bei ihnen ist.

Das einzige Mal, dass Jesus gefastet hat, war direkt nach seiner Taufe durch Johannes, vierzig Tage lang in der Wüste. Das Fasten hat Jesus schwach und verletzlich gemacht, empfindsam für eine Sicht der Wirklichkeit, die im Alltag von Essen und Trinken verborgen bleibt. Es stellte Jesus mit den vielen Hungernden vor die Frage: Was kann denn an einem kleinen Stückchen Brot schon falsch sein? Warum sollten die Steine nicht für ihn zum Brot werden? Der Hunger hat Jesus mit dem täglichen Schrei nach Brot um ihn herum solidarisiert, und die Bitte nach Brot ist im Vater Unser zur Mitte des Matthäusevangeliums geworden. 28 Prozent der Bevölkerung im römischen Imperium waren verelendet, 40 Prozent lebten an der Grenze des Existenzminimums, nur 10 Prozent der Bevölkerung lebten reichlich auskömmlich. Diese Verhältnisse waren eine Saat ständigen Unfriedens. Bei seinem Fasten bekommt es Jesus deshalb mit Satan zu tun. Er steht für die weltumspannende und die Welt beherrschende Macht, die Menschen Brot, Liebe und Frieden nimmt und sie ihnen wieder zuteilt, wenn sie sich ihr beugen.

Nicht das duftende Stückchen Brot ist falsch, der Knicks ist tragisch, mit dem sich Menschen vor ungerechten Mächten beugen müssen, um ihr Brot zu erhalten. Jedes Wort aus Gottes Mund dagegen will wahre Gerechtigkeit. Es schenkt reinen Wein ein und lässt Menschen in Frieden satt werden. „Die Entsagung mindert in uns die Selbstsucht und öffnet unser Herz für die Armen. Denn deine Barmherzigkeit drängt uns, das Brot mit ihnen zu teilen“, heißt es in einem Fastengebet der Kirche. Die Kirchen kennen einzelne Tage des Fastens, jeder Freitag ist ein Appell zu einem Verzicht, und sie begehen die Fastenzeit im Frühjahr. Ist es Zeit, solches Fasten in Zeiten weltweit wachsender Friedlosigkeit wieder zu entdecken?

© Patrick Fore, Unsplash.com

Theologie – wie peinlich?

Stimmen aus Sankt Georgen

KRISHNA RAM ALBERS
Student Magister Theologie

Theologie kann, wie auch Kirche, spannend sein. Sie können hilfreich und hoffnungsvoll sein. Beide können aber auch ganz schön peinlich werden. Wann laufen wir in der Kirche Gefahr, peinlich zu werden? Für mein Empfinden wird es massiv peinlich und Fremdschämen ist angesagt, wenn Theologinnen und Theologen, Hauptamtliche aber auch Ehrenamtliche, versuchen, hip und modern zu sein, und man es ihnen um Gottes Willen einfach nicht abkaufen kann. Sie werden für mich besonders dann peinlich, wenn sie jugendlich cool sein wollen. Da laufen wir freilich auch als Studierende Gefahr, dieses Klischee voll zu bedienen. Seid so, wie ihr seid. Seid natürlich und verstellt euch nicht. Schon im Neuen Testament ist davon die Rede, dass nicht jede und jeder alles können muss. Das muss er oder sie (oder es) auch nicht. Wie wir Theologie-Treibende unseren Schützlingen und Anvertrauten mitgeben, sie sollen sie selbst bleiben, so sollten auch wir ehrlich sein und uns (und unseren Mitmenschen) Peinlichkeit ersparen.

In der Theologie begegnen mir das Fremdschämen und die Peinlichkeit dort, wo Professorinnen und Professoren – also gelehrte Lehrende – genau das Gleiche tun: Sie wollen hip und modern sein, machen sich dabei aber komplett zum Affen. Wir haben als Theologinnen und Theologen eine großartige Botschaft zu verkündigen. Dafür braucht Gott uns – und nicht x-mal die gleiche Machart. Es ist immer eine Frage der Authentizität. Wie ehrlich wirkt das, wenn ein Professor in der Prüfung auch noch Facebook-affin herüberkommen will, jedoch keine Ahnung hat, wie Facebook funktioniert? Oder eine Dozentin sich streng gibt, es aber zu ihr nicht passt?

Fremdschämen muss ich mich aber auch bei Begegnungen mit anderen Studierenden. Was bitte soll das denn werden, wenn's fertig ist? Theologische Fachdiskurse schön und gut, aber sie sollten auch praktikabel und pastoral in Gemeinden Anwendung finden können. Der Schritt in die Welt hinter den Mauern Sankt Georgens, dieses „Hinausgehen in die Welt", dieses „In der Praxis anwenden", der scheint einigen zu fehlen. Als gebürtiger Hanseat wage ich auch gern den sarkastischen Ton: Die Diaspora findet man nicht innerhalb von Frankfurt, schon gar nicht innerhalb der jesuitischen Mauern. Draußen, vor allem im Norden und Osten der Republik und darüber hinaus, da findet ihr die Diaspora.

ELISABETH QUARCH
Studentin Magister Theologie

„Du studierst katholische Theologie? Hätte ich jetzt nicht gedacht!" Ich gucke etwas traurig auf das kühle Getränk in meiner Hand, denn ich weiß, was jetzt kommt. Mein Gegenüber wird mir gleich alles mitteilen, was sie an der katholischen Kirche nicht mag, ich werde mir alles anhören, die Eiswürfel in meinem Getränk werden schmelzen, und ich werde sagen, dass ich mich sehr vielen ihrer Kritikpunkte anschließe. Meine Gesprächspartnerin wird erst überrascht sein, dann interessiert und dann werden wir ein langes, gutes Gespräch über meinen Glauben und ihre Fragen führen.

Diese Situation kennen vermutlich alle, die Theologie studieren. Ich habe schon viele unterschiedliche Varianten gehört, wie Menschen damit umgehen. Manche erzählen hin und wieder nicht, was sie studieren (habe ich auch schon mal gemacht) oder geben dem Gegenüber mit einer sehr kurz gehaltenen Antwort zu verstehen, dass das Gespräch gerade nicht unbedingt erwünscht ist.

Ich muss zugeben, dass ich die Gespräche, die aus der Frage nach dem Studium entstehen, meistens sehr, sehr gerne mag. Auch wenn ich manchmal etwas genervt davon bin, dass ich oft warm gewordene Getränke auf Partys trinken muss, war es mir tatsächlich noch nie peinlich zuzugeben, was ich studiere und für wen ich vorhabe, mal zu arbeiten.

Natürlich fand ich schon einiges peinlich, was ich in der Theologie so zu sehen bekommen habe. Manches war völlig undurchdacht, manches meiner Meinung nach schlichtweg falsch, manches einfach 30 Jahre zu spät. Und doch war es mir nie peinlich zuzugeben, was ich studiere, auch wenn das unweigerlich dazu führt, dass ich auf Partys und an Bartischen zu allem Stellung beziehen muss, was Kirche und Theologie so treiben. Und ich mache das gerne, weil ich davon überzeugt bin, dass es keinen Grund gibt, sich zu schämen, Theologin zu sein. Denn gerade weil ich finde, dass so viel falsch läuft, ist es meiner Meinung nach das Beste, was ich machen konnte, mich der Herausforderung dieses Studiums zu stellen. Ich habe Denkkonstrukte kennengelernt, die ich mir vor dem Studium gar nicht vorstellen konnte, und habe gelernt, Probleme in Kirche und Theologie konstruktiv mit den Werkzeugen der Vernunft anzugehen.

Und deswegen wird es mir niemals peinlich sein, Theologin zu sein. So lange es in der Theologie Menschen gibt, die Probleme aus Kirche und Gesellschaft ernst nehmen und versuchen, wissenschaftlich haltbare Lösungen zu finden, verzichte ich gerne auf die Eiswürfel in meinen Getränken und berichte immer und immer wieder aufs Neue, was mich an der Theologie so fasziniert.

CHRISTINA WOLFF
Studentin Magister Theologie

Fragt mich jemand, was ich so mache, dann sage ich meistens einfach nur: „Ich studiere". Oft kommt dann aber sehr schnell die Frage: „Und was?" Ja, und da werde ich dann schon vorsichtiger. Wenn ich dann den Mut habe, zu sagen „Katholische Theologie", öffne ich meinem Gegenüber meist die Tür, mich und die Kirche anzufeinden. All das, was an Wut und Hass der Kirche gegenüber angestaut ist, bricht hervor: „Die Kirche ist stinkreich, und kümmert sich überhaupt nicht um die Armen", „Die Kirche ist frauenfeindlich", „Die Kirche ist voll von Kinderschändern", „Die Kirche ist voll von alten, verbabten Männern", „Die Kirche lebt noch im Mittelalter".

Nach diesen kurzen Wutausbrüchen fragen dann doch einige nach: „Und wieso willst du in einem Verein arbeiten, der dich ja gar nicht will?". Da wird dann deutlich, welches Bild von der Katholischen Kirche die Gesellschaft derzeit hat, und da wird es für mich peinlich. Denn es scheint, als wäre bei vielen noch nicht

Collage: Elke Teuber-S.

angekommen, dass ich als Frau sehr wohl gewollt und auch geschätzt bin. Dank den Forderungen von einer kleinen Gruppe, die sich Maria 2.0 nennt, haben vor allem Kirchenferne das Bild vor Augen, Frauen dürften nur als Putzfrau in der Kirche arbeiten. Dass aber bereits Canon 208 des Katholischen Kirchenrechts sagt: „Unter allen Gläubigen besteht, und zwar aufgrund ihrer Wiedergeburt in Christus, eine wahre Gleichheit in ihrer Würde und Tätigkeit, kraft der alle je nach ihrer eigenen Stellung und Aufgabe am Aufbau des Leibes Christi mitwirken", ist vielen nicht bewusst. Hervorheben möchte ich: „alle Gläubige". Es ist nämlich egal, ob Frau oder Mann, ob Kind oder Erwachsener, alle sind dazu berufen, am Aufbau des Leibes Christi (der Kirche) mitzuwirken. Jeder nach seiner Stellung.

Welche Stellung ein jeder hat, und wo seine Aufgaben und Talente liegen, das muss dann jeder für sich erkennen. Berufen sind wir, qua Taufe, alle.

Mein Studium und die Institution Kirche sind mir nicht peinlich. Ich schäme mich auch nicht, für diese Institution arbeiten zu wollen. Im Gegenteil, ich bin stolz, katholisch zu sein, und stolz darauf, berufen zu sein, am Aufbau des Leibes Christi mitzuwirken. Der erste Schritt für mich ist, rauszugehen und keine Angst vor der Konfrontation, keine Angst vor den Klischees zu haben. Denn nur durch den Kontakt mit Menschen und durch die Überzeugung, dass „Kirche" gar nicht so verkehrt ist, können wir die Schubladen und Klischees abbauen und eine Offenheit für Christus schaffen. Nur so können wir den Menschen zeigen, dass es noch junge und dynamische Menschen gibt, die nicht nur Ja und Amen sagen, die aber auch nicht gegen alles sind, was das kirchliche Lehramt sagt. Reflektieren ist für mich der Schlüssel zum Erfolg.

Foto: Christian Trenk

Zur Person
Helmut Föller ist 1958 in Bad Homburg geboren. Er unterrichtet und praktiziert Kirchenmusik in Sankt Georgen und hat zudem einen Lehrauftrag an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst Frankfurt am Main.

Über den Schlussakkord hinaus

Helmut Föller ist in Sankt Georgen für die Musik zuständig – seit fast zwanzig Jahren

Vorgestellt

JAKOB SCHORR Student Magister Theologie
CORNELIA VON WRANGEL Studentin Bachelor Philosophie

Es braucht nicht viel Notenmaterial, um ein großes Werk zu komponieren – es reichen schon zwei Themen für einen gelungenen Satz. Bei Helmut Föller sind es die Musik und die Theologie, sie fügen sich zu einem harmonischen Geflecht zusammen.

Die Musik: Sie ist Helmut Föller in die Wiege gelegt. Sein Urgroßvater hat in Bad Homburg einen Männergesangverein mitgegründet, die „Concordia". Seine Eltern waren im Kirchenchor, der Vater war sogar Vorsitzender. Im Hause Föller wurde viel gesungen – „dass die Mama gesungen hat", ist eine seiner ersten Kindheitserinnerungen.

Föller wurde 1958 in Bad Homburg geboren, wuchs dort auf, als Einzelkind. Seine Eltern hatten einen Laden: unten das Geschäft, oben wohnte die Familie. Mit seiner Heimatstadt im Vordertaunus ist er sehr verwachsen und wohnt bis heute dort. „Ich bin ein Kind der Region", sagt er. Auf diese Verbundenheit legt er großen Wert.

Neben dem häuslichen Gesang lernte er als Kind Gitarre und auf Anraten seines Lehrers Klavier. Der war von seinem Talent überzeugt. Auch wenn er im Gymnasium in Musik zunächst eine vier bekam. „Ich hatte keinen tollen Musikunterricht." Doch das hinderte ihn nicht daran, seine Fähigkeiten auszubauen. Er war vierzehn, als sie ihn fragten, ob er in seiner Heimatgemeinde Orgel spielen wolle. Es wurde gerade ein Organist gesucht, und er war an der Klaviatur gut geübt. Seine Gemeinde war St. Johannes, er spielte im Taunusdom in Bad Homburg, in einer großen Kirche. „Da kriegt man Lust." Mit den regelmäßigen Orgeldiensten begann Föller, Unterricht zu nehmen. Seine Lehrerin, die Professorin Rosalinde Haas, war für ihn eine große Bereicherung. Bei ihr legte er seine ersten kirchenmusikalischen Prüfungen ab.

Doch auch die Religion spielte von Anfang an eine große Rolle in seinem Leben. „Ich bin von Kindesbeinen an katholisch", sagt er. Er wurde katholisch erzogen, ging mit den Eltern in den Gottesdienst, kam früh in Kontakt mit der Kirche. Dieser festigte sich spätestens mit dem musikalischen Engagement in seiner Jugend. Trotzdem gab es offensichtlich einige Verstimmungen, denn in der späteren Schulzeit trat er aus dem Religionsunterricht aus.

Der erste Satz in Föllers Lebenssinfonie endet mit seiner Entscheidung, nicht das Geschäft der Eltern zu übernehmen, sondern – Überleitung zum zweiten Satz – in Mainz seiner musikalischen Begabung zu folgen und Kirchenmusik zu studieren. Dieses Studium schloss er mit dem Examen ab. Nach dem Zivildienst zog es ihn wieder an die Mainzer Uni, wo er sich aber nun für ein Schulmusikstudium mit den Nebenfächern Philosophie und Theologie einschrieb. So fanden beide Themen wieder einen Zusammenklang. Nach einer sehr guten Examensarbeit in Musikwissenschaft bot ihm sein Professor eine Promotion an. Föller nahm das Angebot an, entschied sich gegen das Referendariat und den Einstieg in den Lehrberuf. Die Theologie kam aber nicht zu kurz, Föller promovierte über die Tonfolge B-A-C-H. Johann Sebastian Bach ist für ihn überhaupt einer der größten.

Während seiner Studienzeit nahm er eine Organistenstelle in Frankfurt in St. Leonhard an, die er bis Anfang der 1990er Jahre innehatte und die in vielerlei Hinsicht richtungsweisend für ihn war. Einerseits machte er erste Bekanntschaften mit Professoren aus Sankt Georgen, da in St. Leonhard viele Jesuiten, etwa Pater Jüngling, Pater Sievernich und Pater Schuster, Messen hielten. Andererseits begleitete er auf der Orgel eine junge Frau, die bei einer Hochzeit Flöte spielte. Die Harmonie passte – nicht nur musikalisch. „Ich weiß nicht mehr, wer zuerst angerufen hat." Helmut und Ursula Föller heirateten, in St. Leonhard natürlich. Sie ist Lehrerin für Deutsch und Religion in Oberursel. Die beiden haben drei Kinder. Das Paar, auf dessen Hochzeit sie sich kennenlernten, ist auch bis heute zusammen.

Später in den 1990er Jahren wurde Föller Bezirkskantor in Bad Homburg und im Hochtaunus. Auch dort machte er Bekanntschaften mit Menschen, die er später wieder traf: So absolvierte zum Beispiel ein gewisser Stefan Herzberg, heute Philosophieprofessor in Sankt Georgen, bei ihm einen Kantorenkurs. Hier endet der zweite Satz des Helmut Föller.

„In der Musik erleben Aufführende wie Zuhörende eine Augenblickserfahrung, die für ihn einen göttlichen Funken bedeutet.“

Sein dritter Satz beginnt im Jahr 2000 mit einem Doppelakkord. Zum einen wird seine Promotion fertig, zum anderen ist die Stelle des Kirchenmusikers in Sankt Georgen vakant, auf die er sich bewirbt und genommen wird. Für ihn erfüllt sich damit ein Traum, weil er nun „alles unter einen Hut“ kriegt. So beginnt seine Wirkungszeit in Sankt Georgen, die nun fast 20 Jahre lang dauert und viele Höhepunkte hatte. In seine ersten Jahre fiel das 75-Jahr-Jubiläum der Hochschule, der Bau der neuen Orgel in der Seminarkirche sowie des neuen Hochschulgebäudes. Seine Tätigkeit in Sankt Georgen bildet einen Dreiklang: wissenschaftliche Qualifikation, Musik und Theologie, vor allem Liturgiewissenschaft. In seiner Zeit hat sich personell vieles verändert: Das Professorium ist inzwischen ein völlig anderes, und er hat viele Studierende kommen und gehen sehen. Für Föller ist Sankt Georgen „ein Ort, der sich bewegt und voranschreitet“.

Ein Thema, das Helmut Föller sehr bewegt, ist die religiöse Erfahrung, die aus der Musik entspringt. Aufführende wie Zuhörende erleben eine Augenblickserfahrung, die für ihn einen göttlichen Funken bedeutet. Denn in der Musik kommen seiner Ansicht nach der Chronos und der Kairos zusammen – Musik läuft in der Zeit, geht aber über den Schlussakkord hinaus. Föller glaubt, dass dieses Erlebnis nur im wirklichen Vollzug von Musik möglich ist, bei „Live-Musik“ also; Musik „aus der Konserve“ könne das nicht leisten. Eine solche Erfahrung ist nicht an Konfessionen gebunden. Musik, sagt Föller, sei immer interkulturell und interreligiös, da sie sonst nicht gleich verstanden werden könne in den verschiedenen Teilen der Welt.

Für Föller ist es daher selbstverständlich, dass Musik, das gemeinsame Aufführen und Erleben, Religionen zusammenführt. Denn ihr „göttlicher Funke“ zeigt nach seiner Ansicht ein gleiches Verständnis von einem Gott, der von keiner Religion „gepachtet“ ist. Deshalb setzt er immer wieder Akzente im musikalischen interreligiösen Dialog. Mit seinem Bad Homburger Chor „Collegium Vocale“ war er 2017 auf einer Konzertreise in Jerusalem, wo er mit jüdischen und muslimischen Menschen musiziert hat. Jerusalem ist für Föller der Inbegriff der Interreligiosität, da die Stadt geprägt sei vom Neben- und Miteinander der drei Religionen.

Doch was begleitet Föllers Hauptmelodien? Wie schon betont, er ist ein Kind der Region. Als solches hat er immer geholfen die Apfelbäume abzuernten, die bereits seinem Urgroßvater gehörten. Sie stehen noch, und Föller macht jedes Jahr seinen eigenen Apfelsaft und aus einem kleinen Teil ein gutes hessisches Stöffsche.

Bei einem Vollblutmusiker stellt sich aber auch die Frage, was er in seiner Freizeit gerne hört. In seiner Playlist ist eigentlich alles drin – außer Hiphop. An der Orgel spielt er am liebsten Bach und die französischen Komponisten des 20. Jahrhunderts, etwa Messiaen und Dupré. Sein Faible bei der Chormusik geht zu den englischen Komponisten des 21. Jahrhunderts, etwa Jenkins oder Rutter. In seinen Augen versuchen sie, die Strömungen der Zeit aufzunehmen und eine Musik zu erschaffen, die für alle verständlich ist. Vor allem Jenkins bemühe sich sehr um interreligiösen Frieden durch Musik, sagt er. Und verweist auf Jenkins orientalisch angehauchte Version des „Stabat Mater“ oder seine Friedensmesse „The armed man“.

Wenn Föller in ein Konzert geht, dann am liebsten in zeitgenössische englische Musik, zu Barock-Aufführungen (vornehmlich Bach) oder zu romantischen Abenden mit Musik von Mendelssohn-Bartholdy – hier ragen für Föller dessen Oratorien *Elias*, *Paulus* und *Christus* heraus.

Föller liest außerdem sehr gerne – etwa den Roman *Westend* von Martin Mosebach, den ganz Frankfurt gelesen hat. Die Sprache des Autors hat es Föller angetan. Außerdem beschreibt Mosebach das alte Frankfurt und fängt Augenblicke ein, an die sich Föller aus seiner Kindheit erinnern kann – beispielsweise die Alte Oper in Trümmern.

Sowohl das Lesen von Nicht-Fachliteratur als auch das Musizieren sollten seiner Einschätzung nach ohnehin in der theologischen Ausbildung mehr gefördert werden, denn was wäre Liturgie ohne ihren sprachlichen und musikalischen Zugang?

Helmut Föller ist stolz darauf, in Sankt Georgen lehren zu dürfen. Drei Sätze sind nun bekannt, auf den vierten, das Finale, darf man gespannt sein.

Kirchenentwicklung und Priesterausbildung – ein großes Feld

Ein Interview mit Regens Dr. Christof May und Priesterkandidat Lucas Weiss

Herr Regens, Kirchenentwicklung und Priesterausbildung – passt das zusammen? Oder sind das nicht zwei Felder, die für sich schon groß genug sind?
Regens May: Es sind zwei große Felder, die ich Gott sei dank nicht alleine beackern muss. Meine Aufgabenumschreibung ist nicht so deutlich definiert, dass das eine Feld vom anderen zeitlich zu trennen wäre. Und noch weniger lassen sich die beiden Bereiche inhaltlich voneinander trennen.
Kirche entwickelt sich weiter - das als Chance anzunehmen, ist uns sozusagen ins Stammbuch geschrieben. Dabei gibt es allerdings nicht nur einen Weg der Entwicklung; anders gesagt: Vor hundert Jahren stand die Kirche vor anderen Herausforderungen als heute. Somit gilt es, heute – bei gleichbleibender Botschaft des Evangeliums – mit anderen Methoden, aber vor allem anderen Haltungen, in den Dialog mit unserer Gegenwart einzutreten. In den Inhalten und der Form der Priesterausbildung und der Ausbildung der anderen pastoralen Berufsgruppen muss sich natürlich die Kirchenentwicklung widerspiegeln.
Um es etwas prosaischer zu formulieren: Es erscheint mir sinnvoll, statt von zwei, von einem großen Feld zu sprechen, das in den Haltungen der Kirchenentwicklung seinen Humus findet, worauf der Same der verschiedenen Berufungen keimen und kultiviert werden kann.

Merkt man im Priesterseminar etwas davon? Oder spielt die „Kirchenentwicklung“ innerhalb des Priesterseminars gar keine Rolle?
Lucas Weiss: Für mich als Limburger Seminarist – und damit auch für die anderen – ist dieses Thema wichtig, da es mich natürlich noch viele Jahre beschäftigen wird. Im Seminarprogramm hier in Frankfurt spielte das Thema aus Limburger Sicht, auch mit Rücksicht auf die anderen Bistümer, keine so starke Rolle. Das Grundanliegen aber betrifft, denke ich, die meisten. Und klar, wir sprechen untereinander über die Fragen, was die Zukunft bringen wird und wie sich die Kirche wohl entwickelt, das Leben in der Großpfarrei, das Priesterbild. Da ist vieles unklar, und es ist eine Herausforderung für die Priesterausbildung, diese Unklarheiten anzusprechen und darauf vorzubereiten. Wenn das überhaupt möglich ist.

Müsste sich in der Priesterausbildung – auch vor dem Hintergrund der Kirchenentwicklung – etwas ändern? Immer wieder kommen Vorschläge, was anders werden müsste: Sei es die Größe der Seminare oder ihre Anzahl in Deutschland – sei es die Idee, die Seminare mehr zu öffnen.
Regens May: Wie Herr Weiss anmerkt, sind die Limburger eine Gruppe unter anderen Seminaristen. Da es sich mit Sankt Georgen nicht um ein Seminar handelt, in dem nur Limburger Diözesane ausgebildet werden, müssen bei inhaltlichen Veränderungsplänen die Ausbildungsverantwortlichen aus allen Bistümern dazu befragt werden. Aus Limburger Sicht kann ich sagen, dass ich gerne einen Schwerpunkt auf studienbegleitende Praktika legen möchte, bei der die Praktikanten mittles Coaching und anderer Begleitung ihre Handlungen und Interaktionen gespiegelt bekommen. Die Frage „Für wen sind wir da?“ sollte bei den Praktika handlungsleitend sein. Gleichzeitig plädiere ich dafür, neben der geistlichen Begleitung eine supervisorische Begleitung für jeden Seminaristen verbindlich zu machen.

Lucas Weiss: Eine „Öffnung“ der Seminarien, in welche Richtung auch immer, mag für die Bistümer von Bedeutung sein, die in ihren großen Häusern eine kleine Zahl von Kandidaten haben. Meines Wissens gibt es da auch schon Konzepte. Ich würde aber sagen, dass es wichtig ist, diese Öffnung nicht vorzuschieben, um sich unbequemen Tatsachen nicht stellen zu müssen. Einen Ausbildungsstandort aufzugeben ist ganz klar eine unangenehme Sache. Das Interesse sollte aber mehr der Ausbildung

Zu den Personen
Dr. Christof May ist seit September 2018 Regens und Bischofsvikar für die Kirchenentwicklung im Bistum Limburg. May stammt aus dem Westerwald und studierte nach dem Abitur Theologie und Philosophie in Sankt Georgen und Rom, wo er auch promoviert wurde. Vor seinem Amtsantritt als Regens hatte er verschiedene seelsorgliche Aufgaben im Bistum inne.
Lucas Weiss stammt aus dem Rheingau und studierte Theologie in Sankt Georgen und Paris, im September beginnt für ihn der Pastoralkurs. Weiss war zuletzt Sprecher der Limburger Priesterkandidaten.

Foto: Sigurd Schaper

und den Auszubildenen gelten als dem Image oder der Resonanz in den eigenen Reihen. Es braucht eine gewisse Zahl Seminaristen im Haus, damit bestimmte Effekte auftreten. Allein die Zahl reicht aber auch nicht, da stimme ich Regens May zu: Die Ausbildung aller hauptamtlichen Mitarbeiter muss qualitativ aufgewertet werden. Wobei ich meinen Blick stärker auf die geistliche Ausbildung lenken würde: das Gebetsleben, die Christusbeziehung. Die Glaubenskrise in Deutschland hat auch darin ihre Wurzeln. Ich erinnere mich an Treffen und Veranstaltungen rund um die Seelsorgestudie, das war ungefähr zu Beginn meiner Seminarzeit. Folgen für die Ausbildung kann ich nicht ausmachen oder benennen.

Gibt es ganz konkrete Dinge, die in Sankt Georgen angegangen werden müssten? Was sollte man vielleicht anders machen?
Lucas Weiss: Trotz sinkender Zahlen ist es wichtig, über die Ausbildung nachzudenken und nicht zu resignieren. Eine qualitativ hochwertige Ausbildung und eine entsprechende Herausforderung im akademischen wie geistlichen Bereich hat auch Anziehungskraft. – Konkrete Dinge: Das ist wegen der vielen Gruppen in Sankt Georgen schon wirklich schwierig. Mehr Kooperation mit dem Mentorat oder Angebote für die Studenten, die sich verpflichten, an regelmäßigen Programmpunkten teilzunehmen, ist eine Möglichkeit, die wir auch im Seminar mit dem Regens [gemeint ist hier der Regens des Priesterseminars Sankt Georgen, P. Rieger SJ] besprochen haben.
Was die Ausbildung im Seminar angeht, ist meines Erachtens ein Haltungswechsel notwendig. Wie der Regens in der Eingangsfrage sagte, brauchen andere Umstände auch andere Haltungen, also eine Weiterentwicklung. Konkret geht es mir um das beinahe dogmatische Konzept einer neunundneunzigprozentigen Selbstverantwortung. Das mag vor einigen Jahren mehr oder weniger funktioniert haben. Bei der Verschiedenheit der Seminaristen in ihren Voraussetzungen geht das heute nicht mehr. Das Hineinwachsen in das Gebetsleben gelingt selten, wenn wir nicht als Seminar eine Gebetsgemeinschaft sind. Die mittlerweile im Haus eingemietete „Zukunftswerkstatt“ hat ein anspruchsvolles Programm, das ich mir – an das Studium angepasst – für das erste Jahr vorstellen kann. Ohne Herausforderung wächst man nicht …

Regens May: Mit dem Stichwort „erstes Jahr“ sind wir bei der Frage, ob beispielsweise das Propädeutikum nicht deutlich ausgebaut werden kann. Die Rückmeldungen zur dreiwöchigen propädeutischen Phase sind durchweg positiv. Ich bin sehr dafür, diese Phase auf ein Jahr hin zu konzeptionieren. Das kann ein Orientierungsjahr sein, an dem auch „Nicht-Theologinnen und -Theologen“ teilnehmen. Zugleich muss im Blick auf die zurückgehenden Zahlen angemerkt werden, dass es immer wichtiger ist, auf die konkrete Situation des Einzelnen zu schauen – ich muss mit einem Bewerber, der sich mit 19 Jahren direkt nach dem Abitur bewirbt, anders umgehen als mit dem 26-Jährigen, der ein abgeschlossenes Studium oder eine Berufsausbildung vorzuweisen hat.
Bei aller Konzeptarbeit – am wichtigsten scheint mir, im regelmäßigen Austausch mit den Seminaristen, aber ebenso mit den anderen Bewerberinnen und Bewerbern zu sein. Formatio baut auf einer guten zwischenmenschlichen Ebene auf, die von Vetrauen und Wertschätzung geprägt ist – die Inhalte werden über die Persönlichkeit im Sinne der „Theologie als Biographie“ vermittelt.

Lucas Weiss: Bei Propädeutikum und Atmosphäre möchte ich noch gerne einhaken. Ich stimme dem Regens vollkommen zu, dass der Umgang miteinander entscheidend ist. Das Verhältnis zwischen Formatoren und Bewerbern ist ganz entscheidend, da es ja auch den späteren Umgang mit eigenen Anvertrauten mitprägt. Hier, würde ich sagen, tut sich etwas. Das Propädeutikum kann, wenn es ausgebaut wird, helfen, zusammenzuwachsen und gleich zu Beginn auch deutlich machen, dass man nicht nur mit Kandidaten für das Priesteramt einen Weg geht, sondern auch mit Leuten, die einfach Interesse am geistlichen Leben und einer menschlichen Formatio haben. Dann darf die Qualität aber nicht sinken, sobald man nach Sankt Georgen kommt: Propädeutikum und Seminarleben müssen aufeinander abgestimmt sein.

Die Fragen stellte Johannes Benedikt Köhler, Student der Theologie und Philosophie und Priesterkandidat für das Bistum Limburg.

Bitte einmal ausfüllen!

Bernhard Knorn SJ, Dozent für Dogmatik und Ökumenik, stellt sich dem Fragenkatalog von GEORG

Zum Frühstück ... versuche ich, die positive Stimmung aus dem Morgengebet für den Tag zu bewahren.

Mit 16 Jahren wollte ich ... Lehrer für Physik, Latein und Religion werden.

Christsein ist für mich ... eine Lebensform geworden – im Bewusstsein, dass Christsein in vielen Kontexten alles andere als selbstverständlich ist.

Zurzeit lese ich ... lateinische Werke von Jesuitentheologen des späten 16. Jhs.

Andere schätzen an mir ... auch so manche praktische Begabung.

Mein*e Lieblingsphilosoph*in/-theologe*in ... Karl Rahner SJ (v.a. 50er/60er Jahre)

Wenn ich Papst wäre ... würde ich das Wirken Gottes in einer wunderbar vielfältigen Weltkirche täglich neu zu entdecken versuchen.

Geld macht mich ... unfrei.

Drei interessante Wörter: Ambiguitätstoleranz, analog, Menschwerdung

Kürzlich habe ich mich gefreut über ... ein großartiges Bergpanorama am Monte Lussari (Italien)

Ich vergesse die Zeit, wenn ich ... große Radtouren unternehme.

Sankt Georgen ist für mich ... ein komplexes Gebilde mit vielen interessanten Menschen.

Studierenden in Sankt Georgen würde ich raten ... die inneren Zusammenhänge des Studierten zu finden und die Fragen nach der persönlichen Berufung geistlich und mutig anzugehen.

„Niemand stirbt davon, dass er von Sternen träumt“

Die israelische Schriftstellerin Lizzie Doron schreibt Hoffnungsvolles aus dem „Wahnsinn“ des israelisch-palästinensischen Konfliktes

TOBIAS SPECKER SJ
Stiftungslehrstuhl für Katholische Theologie im Angesicht des Islam Sankt Georgen

„Ich sagte mir, Du wirst eine interessante Geschichte haben.“ So versprach es sich Lizzie Doron, als sie sich im Mai 2014 auf die Begegnung mit den „Friedenskämpfern“ einließ. Die 1953 in Tel Aviv geborene studierte Linguistin ist gleichsam eine Spezialistin für ein Leben in Würde trotz der traumatischen Erfahrungen: Während ihre ersten Romane die Shoah aus der Perspektive der Kinder der Überlebenden thematisierten, hat sich Doron vor sechs Jahren dem israelisch-palästinensischen Konflikt zugewandt und ein einfühlsames, halbdokumentarisches Buch über ihre Freundschaft zu einem palästinensischen Filmemacher geschrieben (*Who the fuck is Kafka*?). Über dieses kommt sie in Kontakt mit den „Friedenskämpfern“, einer kleinen Gruppe starker Persönlichkeiten, die aus ehemaligen Feinden besteht: Israelische Soldaten, die in den besetzten Gebieten Dienst getan haben, und palästinensische Aktivisten und Aktivistinnen, die mit Gewalt gegen die israelischen Soldaten und Soldatinnen vorgegangen sind. Verbunden sind die „Combatants for peace“ durch den Glauben, dass der Frieden die Fähigkeit braucht „den Schmerz und die Hoffnung derer anzuerkennen, die auf der anderen Seite des Zaunes leben“. Am Ende hat sich die Erwartung Lizzie Dorons erfüllt: Mit *Sweet Occupation* entstand ein Buch voller Geschichten aus Israel und den palästinensischen Gebieten – Familiengeschichten, Geschichten über die erste und die große Liebe, Geschichten über die Hoffnung auszubrechen und die Ohnmacht, immer wieder in den Kreislauf der Gewalt zurückgeworfen zu werden. Und doch wird „die interessante Geschichte“ anders als Lizzie Doron geplant hat: „Die Gespräche mit ihnen zerstörten die Geschichte, die ich mir selbst erzählt hatte“.

Denn schnell wird klar, dass die Hoffnung auf eine „interessante Geschichte“ ein naiver Euphemismus war. Die Begegnungen konfrontieren Lizzie Doron nicht nur mit dem Leid, das die Besatzung zufügt: Die kranke Mutter, die in Sichtweite des Krankenhauses stirbt, weil sie an einer Kontrolle aufgehalten wird, die Kinder, die verängstigt nachts aus den Betten geholt werden, der blinde Bruder, der unschuldig erschossen wird. Sie lassen auch die eigenen schmerzhaften Erinnerungen an ihre Freunde aufsteigen, die im Yom Kippur Krieg gefallen sind oder bei einem Anschlag ermordet wurden. Und immer wieder wird die eigene Angst gegenwärtig, in der das familiäre wie kollektive Trauma der Shoah und die Bedrohung durch die arabischen Nachbarstaaten ineinandergreifen: „So bin ich geboren, ich fürchte mich vor Zorn, zittere vor Gewalt. Die Nazis hinter mir und die Araber vor mir.“ Eindrücklich schneidet Lizzie Doron immer wieder Rückblenden in ihre eigene Jugend im Israel der sechziger und siebziger Jahre in die Lebensgeschichten der Friedenskämpfer hinein, genauso wie sie es mit Berichten über die sehr reale Bedrohung macht, die mit der Gewalt der Intifada einhergeht.

So wird ebenfalls klar, dass auch die Erwartung einer einzigen Geschichte zerbrechen muss. Aus den Erzählungen ihrer Gesprächspartner kann sich keine zusammenhängende, ineinandergefügte Geschichte ergeben, die abwägend beiden Seiten gerecht wird. Es ist die Stärke des Buches, dass es jede Symmetrie, jede zu leichte Vergleichbarkeit und Versöhnlichkeit verweigert. Bis zum Schluss wird die Aufteilung in das „Ihr“ und das „Wir“ aufrechterhalten. Alles andere ist eben „Sweet Occupation“, ein Pathos der Gleichheit und Ausgewogenheit, das nur die realen Gräben verdeckt.

Denn einerseits lebt Lizzie Doron nicht in einer befriedeten multikulturellen Umgebung. Nicht ohne Grund steigt in ihr der Gedanke auf: „Ich sitze neben einem Terroristen. Ich bin eine Linke, aber soll ich neben einem Mörder vor einem Teller Hummus und Salat sitzen?“ Und umgekehrt können die palästinensischen Aktivisten keine versöhnlichen Begegnungen auf vermeintlicher Augenhöhe inszenieren, solange sie es sind, die an Straßensperren aufgehalten werden, deren Häuser zerstört werden und deren beste Aussicht es noch ist, tagsüber als Bauarbeiter in Israel zu arbeiten, um nachts in die schäbigen Behausungen zurückzukehren: „Stell dir Juden und Araber

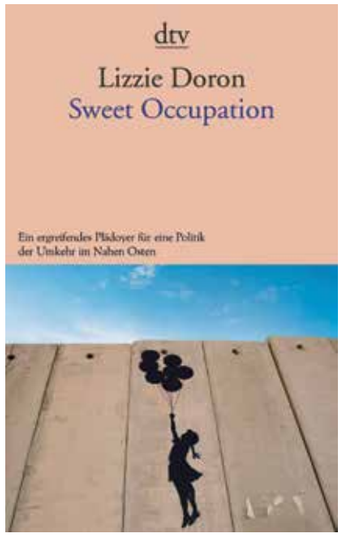
vor“, provoziert Suleiman, „die zusammen zum Campen nach Amerika fahren, um sozusagen Frieden zu schließen. Alle haben ihren Spaß, sie feiern und am Schluß umarmen und küssen sie sich. Sie weinen, wollen sich nicht trennen, sie sind Freunde, sie steigen gemeinsam ins Flugzeug, das sie nach Hause zurückbringen wird. Aber ihr, die Juden, kehrt nach Tel Aviv zurück, und wir, die Palästinenser, zu unseren Hütten. Und dann, in der Nacht, bricht euer Militär unsere Türen auf, holt uns aus unseren Betten, richtet die Gewehre auf uns und fragt, ob wir Waffen besitzen“. So leicht gibt es keine Gemeinsamkeit: Die Erinnerungen, die Symbole, das Essen, die Namen, ja selbst die Worte trennen: „Was ihr ‚Sperrzaun‘ nennt, ich sage dir, es ist eine Mauer, eine Sperrmauer“, schärft Suleiman ein und droht: „Wenn du mich Terrorist nennst, stehe ich auf und gehe, und dann hast du kein Buch.“

Deshalb gilt für beide die kluge Bemerkung der Mutter von Jamil, als sie auf einem der Treffen der Friedenskämpfer bittet, „sie zu einem Besuch nach Yad Vashem mitzunehmen, aber unter der Bedingung, dass die anderen Mitglieder nach Al Qataiyba [ihrer enteigneten und zerstörten Heimatstadt] kommen würden. Nicht als Ausgleich, sondern um etwas zu erfahren.“ Nicht die vermeintliche Gleichheit und Gemeinsamkeit, sondern die Öffnung für die Erfahrung der Anderen überbrückt die Gräben.

Lizzie Dorons Buch nimmt der Aufforderung, das Leiden des Anderen zu verstehen, alle Harmlosigkeit. Sie zeigt, was die so schnell zu Floskeln verkommenden Redewendungen wie „sich in den Anderen einfühlen“, „die eigenen Denkmuster überprüfen“, die „Klarheiten hinter sich lassen“, wirklich kosten. Und sie zeigt, welche Schritte es braucht: Es ist nötig, sich von der Angst zu befreien, den anderen vernichten zu müssen, um selbst leben zu können: „Die anderen werden uns nie leben lassen“, ist die verzweifelte Logik ihrer Freundin Rina, als sie erfährt, dass ihr Sohn, der als Kibbuznik an der Grenze zu Gaza lebte, durch eine Mörsergranate getötet wurde. Sie ist sich darin ganz einig mit Suleiman, der seine Brüder im Aufstand verloren hat und sich verbittert aufmacht, um israelische Soldaten zu erstechen. Es ist nötig, den Heroismus hinter sich zu lassen: den selbstverständlichen Stolz auf die „Märtyrer“ der Intifada genauso wie die Heldenträume der Jugendlichen, die nicht Arzt oder Rechtsanwältin, sondern Fallschirmjäger und Panzerbrigadier werden wollen. Und es ist nötig, so zeigt Lizzie Doron immer wieder, die Logik des Kollektivs hinter sich zu lassen, ohne dabei die Zugehörigkeit zu einer spezifischen Geschichte und Gemeinschaft zu leugnen.

Wer bereit ist, der Geschichte des Anderen geduldig zuzuhören – „Hör doch erst einmal zu“, geht Mohammed Lizzie Doron einmal heftig an, „ihr habt keine Geduld zum Zuhören, ihr kommt sofort zu Einsichten, und dann tut euch etwas leid, was euch nicht leid zu tun braucht“ –, der entdeckt zwar keine einfachen Gemeinsamkeiten, aber doch das Echo der Erfahrung des Anderen in der eigenen: Die allgegenwärtige Angst, die versehrten Familien und die zerbrochenen Freundschaften: „Du wirst lachen“, so wieder Mohammed, „aber man sagt über unsere Familie, dass wir fast ein bisschen wie die Juden sind. Auch bei uns sind viele im Krieg umgekommen und wir passen gut aufeinander auf“. Vor allem aber auch der unbezwingbare Wille zu leben: „Ich brauchte viele Jahre, um zu verstehen, was meine Großmutter gemeint hatte, als sie sagte, auch in tausend Jahren würden Gräber nicht zu einer Veränderung führen.“

Dass diese Veränderung möglich ist, dafür steht niemand so deutlich ein wie Dorons Jugendliebe Emil, der auf den martialischen Satz „Die Ängstlichen sterben zuerst“ trocken antwortet: „Nein, die Mutigen sterben zuerst“. Emil passt nicht hinein in die vorfabrizierten Überzeugungen: Als Kind spät ausgewanderter polnischer Juden steht er für die Realität eines osteuropäischen Diasporajudentums nach der Shoah. Er verweigert sich der kriegerischen Schulerziehung, indem er die Mythen des Heldentums hinterfragt: „Der Tod ist keinesfalls gerecht“, kommentiert er die Erinnerung an den standhaften Soldaten Uri Ilan und setzt den Träumen vom Heldentum seinen Blick in den Himmel entgegen: „Niemand stirbt davon, dass er von Sternen träumt“. In einer symbolträchtigen Szene schließlich, einer kriegsertüchtigenden Wanderung auf den Gipfel des Arbel „zwischen dem Jordan und dem Meer“, spricht Emil den paradigmatischen Satz, der das ganze Buch zusammenfasst: „Nicht weit von mir, oben auf dem Felsen, saß Emil, in eine topografische Karte vertieft. ‚Ich suche uns einen anderen Weg hinaus aus diesem Wahnsinn‘, sagte er und strich sich das schwarze Haar aus dem Gesicht“. Damals, in den Siebzigern, hat Lizzie Doron diese Liebe verpasst. Ihr Buch sucht heute eben dies – „einen anderen Weg heraus aus diesem Wahnsinn“.



Lizzie Doron, Sweet Occupation,
dtv, 2017.

Sie haben Möbel zu verkaufen?

Wir sind ständig auf der Suche nach Design-Möbeln, -Leuchten und anderen Wohn-Accessoires aus der Zeit zwischen 1920 und 1990.

Möbel aus Teakholz, Palisander, Metall, Stahlrohr. Sideboards, Regalsysteme, Sofagarnituren, Kronleuchter, Stehleuchten, Tischleuchten, Industrieleuchten, Porzellan-Services, Porzellan-Figuren, Skulpturen von skandinavischen, italienischen, deutschen und amerikanischen Herstellern wie z.B. Knoll, Thonet, Vitra, Herman Miller, Kill International, Fritz Hansen, Zanotta …

Rufen Sie uns an, gerne kommen wir unverbindlich bei Ihnen vorbei und schauen uns Ihre Objekte an: 0177 2316913

Oder Sie senden uns Bilder Ihrer Objekte einfach per E-Mail zu:
a.wambach@design-consultants.de

vintage-international

andreas wambach
offenbacher landstrasse 368
60599 frankfurt am main

Als Mönch im Auswärtigen Amt

Die neue Neugier der Diplomatie auf Religion

Weltkirche

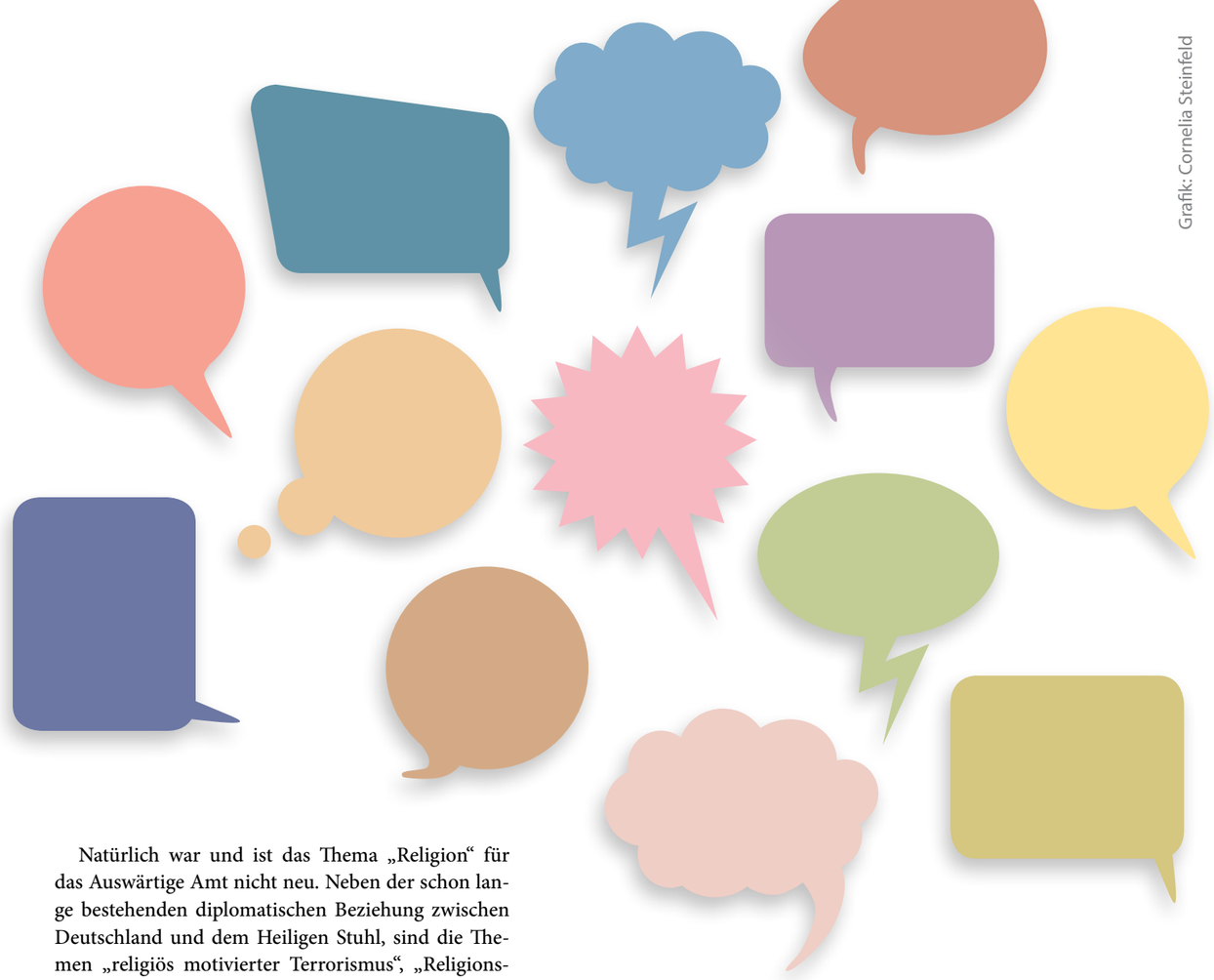
PATER DR. NIKODEMUS C. SCHNABEL OSB
Dormitio-Abtei Jerusalem

Es ist schon ziemlich spät und gerade komme ich aus der Villa Borsig, dem sehr repräsentativen Gästehaus des deutschen Außenministers direkt am Tegeler See, dem „Sanssouci in Tegel“: Es wurden dann doch wieder fast vier Stunden und zum Schluss konnte ich 20 sehr konkrete Punkte notieren. Während unsere Gesprächspartnerinnen und -partner aber gegen 20 Uhr den Heimweg antreten konnten, haben wir noch zusammen mit der Hausverwaltung die Gläser und das Kaffeegeschirr gespült: eine mittlerweile schöne Tradition, bei welcher der viele Input sacken kann. Wenn wir dann abtrocknen und einräumen, werden auch die Gedankengänge der vergangenen Stunden noch einmal abgeklopft und eingeordnet.

„Wir“ sind übrigens das Team des Referats „Religion und Außenpolitik“, welches innerhalb der Abteilung „Kultur und Kommunikation“ im Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland angesiedelt ist. Dass wir in den Augen vieler gestandener deutscher Diplomaten als die „Exoten“ im „Amt“ wahrgenommen werden, liegt vielleicht auch ein bisschen an mir, dem „Mitarbeitenden Maskottchen“, da ich von der Abteilungsleitung ermutigt wurde, doch sehr gerne als Mönch erkennbar im Habit zur Arbeit zu kommen. Diesem Wunsch bin ich gerne nachgekommen und so bin ich seit Oktober vergangenen Jahres der sichtbare Werbeträger unseres Referats innerhalb des Auswärtigen Amtes, im Bundespräsidialamt, bei den anderen Ministerien, auf Botschaftsempfängen oder im Bundestag, eben wo die Präsenz unseres Referats gewünscht wird. Unsere Präsenz und unsere Mitarbeit wird übrigens ziemlich häufig gewünscht, so dass sich bei uns der Eindruck immer mehr verfestigt, dass wir als „Exoten“ nicht die dekorative Kirsche auf der Sahnetorte der Politik sind, sondern die Zutat, ohne die dieser Sahnetorte etwas wesentliches Geschmackliches fehlt.

Was wir da übrigens gerade wieder veranstaltet haben, nennt sich „Villa-Borsig-Gespräche über Religion und Außenpolitik“. Diesmal war das Thema „Religiosität und Politik in Nordamerika“. Zu unseren Villa-Borsig-Gesprächen laden wir ausgewählte Spitzendiplomaten, Religionsvertreter und Wissenschaftler ein, die sich auf Augenhöhe intensiv über ein Thema austauschen, das die deutsche Außenpolitik betrifft. So haben wir in Tegel etwa unsere Köpfe schon zu den Themen „Der Faktor Orthodoxe Kirche in Ost- und Südosteuropa“, „Religion und Flucht und Migration“, „Deutsche Katholische Ordensleute im globalen Süden“ oder etwa zum Thema „Islam, Toleranz und Plurikulturalität in Indonesien und Aserbaidschan“ zusammengesteckt. Diese im geschützten Rahmen stattfindenden trilateralen Runden aus Expertinnen und Experten mit diplomatischer, religiöser oder wissenschaftlicher Kompetenz sind immer sehr intensiv, durchaus kontrovers, aber vor allem immer ein konstruktiver Kompetenzgewinn für alle Seiten. Es ist ungemein wichtig, die Positionen und kritischen Anfragen der je anderen Seite zu kennen, um sich nicht nur besser zu verstehen, sondern um vor allem auch kompetenter zu agieren. (Kleiner Spoiler: Interne Strukturdebatten einer Religionsgemeinschaft interessieren auch nach fünf Stunden niemanden! Ich würde jedem Religionsvertreter einmal eine Teilnahme an einem Villa-Borsig-Gespräch empfehlen, damit er nicht Antworten auf Fragen gibt, die keiner stellt und stattdessen sich den Fragen stellt, welche Politik und Diplomatie an ihn haben.)

Was bewegt das Referat „Religion und Außenpolitik“, das ich noch bis Ende Oktober für dann insgesamt ein Jahr als Berater unterstützen durfte? Ganz knapp geantwortet geht es um „Religious Literacy“, also um einen Kompetenzaufwuchs in Religionsfragen, um letztlich eine bessere Außenpolitik zu betreiben. Und da schien es nicht ganz abwegig, einen Mann ins Boot zu holen, der 16 Jahre lang „im Niemandsland“ – Tür an Tür mit Juden, Muslimen und Christen verschiedenster Konfessionen in der Dormitio-Abtei in Jerusalem gelebt hat. Ich bin in meiner Arbeitsgestaltung ziemlich frei, was es mir ermöglicht, im besten positiven Sinne disruptiv tätig zu sein, also die Diplomatinnen und Diplomaten zu „stören“, Fragen aufzuwerfen, Sensibilitäten zu wecken, Sensorien aufzubauen, aber vor allem selbst immer wieder Rede und Antwort zu stehen, wenn es um den Faktor Religion in dieser Welt geht.



Grafik: Cornelia Steinfeld

Natürlich war und ist das Thema „Religion“ für das Auswärtige Amt nicht neu. Neben der schon lange bestehenden diplomatischen Beziehung zwischen Deutschland und dem Heiligen Stuhl, sind die Themen „religiös motivierter Terrorismus“, „Religionsfreiheit“ oder „Antisemitismus“ schon seit langem präsent im Auswärtigen Amt und werden auch entsprechend bearbeitet – nicht jedoch von unserem Referat. Unser Referat sieht Religion nämlich nicht als Problemanzeige à la „Religionen machen oder bekommen Probleme“, sondern als einen der wichtigsten und einflussreichsten Player dieser Erde, als den größten transnationalen zivilgesellschaftlichen Player, den es gibt. Auch wenn das Auswärtige Amt mitten in Berlin liegt, also in einer Stadt, in der Religion eine eher marginale Größe zu sein scheint und in welcher der Satz „Ich glaube nichts, mir fehlt nichts!“ mehrheitsfähig ist, so ist dieses Amt mit seinen weltweit 230 Auslandsvertretungen mit einer Welt konfrontiert, in der sich 84 Prozent der Menschheit zu einer Religion bekennen. Dies sollte, kann und will das Auswärtige Amt nicht ignorieren. Es wächst immer mehr ein Bewusstsein auf globaler Ebene, dass Religionen ein immenses Mediationspotenzial haben, welches (außen-) politisch nutzbar gemacht werden kann, ohne dabei Religion sofort für politische Zwecke zu instrumentalisieren. Dasselbe gilt für das Feld der Friedenserziehung und die Medienarbeit, welche mir persönlich ganz besonders am Herzen liegt, da Versöhnungs- und Hoffnungsbotschaften gute Kanäle brauchen. In diesen drei Themenbereichen engagiert sich unser Referat weltweit auch sehr konkret durch entsprechende Trainings und Workshops für Religionsvertreterinnen und -vertreter.

Das Ganze ist eingebettet in einen allgemeinen Öffnungsprozess der deutschen Außenpolitik, welche sich neben der klassischen Außenpolitik zwischen Staaten und der Außenwirtschaftspolitik zunehmend gegenüber Impulsen aus der Zivilgesellschaft öffnet, zu der nicht nur Künstlerinnen und Künstler, sondern auch Journalisten und eben Religionsvertreter gehören. Anders ausgedrückt: Es gibt große, sehr einflussreiche Player auf dieser Erde, denen es nicht wie den Staatslenkern um Geopolitik oder wie den Wirtschaftsbossen um Geld geht, sondern die einen anderen – religiösen, gläubigen, spirituellen, humanitären – Blick auf diese Welt haben. Wer so viel Einfluss besitzt, hat Verantwortung! Und eben über diese Verantwortung möchte die deutsche Außenpolitik mit den Religionsgemeinschaften ins Gespräch kommen – und zwar auf Augenhöhe. Die Neugier und die Anfragen der Diplomatie sind reichlich vorhanden: Liebe Religionsvertreterinnen und -vertreter, auf geht‘s! Nur Mut zum Dialog!

Ehelosigkeit bedeutet nicht Beziehungslosigkeit. Auch zölibatär Lebende brauchen gute, vertrauensvolle Beziehungen und Freundschaften, in denen Zuneigung und Nähe ihren Platz haben, auch wenn sie nicht auf der sexuellen Ebene ausgelebt werden.

Martin M. Lintner OSM

Entschiedenheit bedeutet also, die Widersprüchlichkeit der eigenen Identität wahrzunehmen, anzunehmen und die Ambivalenzen der eigenen Existenz nicht nach einer Seite hin aufzulösen.

Marion Schwermer

wenn ich nur
an mich glaubte
wenn ich nur
mir vertraute
wenn ich nur
wirklich hoffte
wenn ich nur
nicht sagte wenn
dann hoffte ich
wirklich auf dich
dann vertraute ich
deine Nähe
dann glaube ich
ich auch mir

Clemens Kascholke SJ

Centerfold

© Gabriel Garcia Marengo, unsplash.com

Demut oder Mut?

Gedanken zur Ambivalenz der Entschiedenheit

MARION SCHWERMER
Psychologin, Theologin und Organisationsberaterin

Wie Menschen handeln, macht sichtbar, was sie denken und wofür sie stehen. Entschiedene Menschen überraschen dabei durch die Klarheit, mit der sie eine Handlungsweise als einzig Wahre und Richtige erkennen und umsetzen. Für sie scheint das Handeln einer einfachen Formel zu folgen: Eins oder Null, so und nicht anders, bestimmend handeln.

Wenn Menschen im Sprechen und Handeln übereinstimmen, entsteht Faszination. Diese Menschen treten aus der Beliebigkeit heraus. Sie werden bewundert als Vorbilder, die das Authentische glaubwürdig verkörpern. Sie wecken Hoffnungen, weil sie unbeeindruckt von der Diversität und Fragmentierung moderner Lebenswelten wissen, was zu tun ist. Sie haben eine Antwort, wo andere sich in der nervenden und oft auch schmerzlichen Unentschlossenheit verlieren. Und doch weckt der Begriff Ambivalenzen.

Das Verführerische dieser Entschiedenheit lässt sich schnell entlarven: War Hitler ein entschiedener Mensch? Ja, kann man nur antworten, denn sein authentischer Fanatismus faszinierte viele Deutsche im Nationalsozialismus. Entschiedenheit als formale Handlungsweise, mit absoluter Überzeugung ohne Rücksicht auf die Folgen, kostete Millionen Menschen ihre Würde und ihr Leben. Entschiedenheit ohne einen Bezug zu übergeordneten Werten, ohne Relativierung durch das Humanum, kann sehr, sehr gefährlich sein.

Es kommt also schon darauf an, wofür man eintritt. Doch auch das entschieden Christliche, das überzeugend Katholische trägt eine Gefahr in sich. Es weckt die theologische Implikation, auf der richtigen Seite, der Seite der Wahrheit zu stehen und somit in unsicheren Zeiten endlich einen sicheren Ort gefunden zu haben. Der menschlichen Sehnsucht nach Handlungssicherheit folgt eine Unbeirrbarkeit des Handelns, die menschliches Urteilen unangemessen vereinfacht und die die Anstrengung differenzierten Denkens unterläuft. Sie verweigert sich der Komplexität heutiger Lebensgestaltung sowie der Geschichtlichkeit des christlichen Glaubens. Christlich begründete Entschiedenheit darf nicht zu einer dualistischen Weltsicht verkommen, die sich durch die Klarheit einfacher Lösungen an der Welt vorbeimogelt. Und sie muss gegen die Vereinnahmung durch den christlichen Fundamentalismus verteidigt werden, der sich kulturpessimistisch von der Welt abwendet.

Hat man nun Fanatismus und Fundamentalismus ausgeschlossen, wird der Blick frei auf die Dynamik und Kraft entschiedenen Handelns. Davon zeugen etwa die Ordensgründungen in Deutschland im 19. Jahrhundert oder auch die Christinnen und Christen, die sich für Flüchtlinge oder für die Aufarbeitung des Missbrauchsskandals in der katholischen Kirche einsetzen. Menschen nehmen ihre Berufung zur Nachfolge Christi mit Entschiedenheit an und sind bereit, sich bis zur Selbsthingabe für die Konsequenzen ihres Glaubens einzusetzen. Die Wirkungen solchen Handelns gehen weit über die direkten Folgen hinaus und prägen Gemeinschaften und Generationen von Menschen.

Was treibt diese Menschen, entschieden zu handeln? Sie motiviert nicht eine (unreflektierte) Überheblichkeit, das Wahre zu verkünden. Sie sprechen nicht von ihrem eigenen Mut, sondern stellen ihre Demut vor Gott heraus. Sie suchen im Glauben nicht das heroische Leiden an dem Schlechten der jeweiligen Zeit, sondern die Fülle des Lebens. Sie wissen um ihre menschliche Begrenztheit, sie bleiben unsicher, ob sie das erreichen können, was sie erhoffen. Sie bleiben sensibel für die Situation und lassen sich auf die Menschen ein, denen sie begegnen. Sie wissen nicht vorher schon, was für den anderen richtig ist. Und wenn ich ehrlich bin: Wer immer gut drauf ist, immer alles richtig macht und immer stark auftritt, der ist weit weg von den Sorgen und Nöten der Menschen. So eine Person eignet sich als Säulenheilige, doch nicht als Hörende und Verstehende, der ich mich anvertrauen würde.

Entschiedenheit entsteht also eher durch das Durchtragen der eigenen Intention trotz aller Unsicherheit über die Zeit hinweg. Die Vorstellung von der einen, fundamentalen Entscheidung für das Christentum, in dem sich der Mensch bekehrt, entspringt eher dem Ideal emotionaler Selbstinszenierung. Stattdessen braucht es einen spirituellen Weg im Alltag, um dem Ruf Gottes, dem Auftrag durch Taufe und Firmung oder einer Lebensform zu folgen. Entschiedenheit besteht in einer immerwährenden Suche nach dem jeweils nächsten Schritt. Der Weg kann spontan oder durch längere Vorbereitung entstehen, er kann intuitiv oder durchdacht sein. Entscheidend ist dann letztendlich der Augenblick des Handelns: tun oder lassen.

Illustration: Elke Teuber-S.

Entschieden christlich handelnde Menschen faszinieren durch Authentizität. Diese kann man nicht bewirken und einüben, sondern wird einem vom Umfeld zugesprochen. Die anderen Menschen reagieren aber nur im geringen Maße auf die Inhalte des Gesagten. Sie achten darauf, wie etwas gesagt wird, auf die Gestik, die Mimik, den Augenkontakt und die Körperhaltung und auf die Wirkung auf sie selbst. Sie suchen das Stimmige, das Übereinstimmende, sie suchen das, was sie als Identität des anderen ausmachen können. Das ist manchmal stark und manchmal schwach, mal mutig und mal ängstlich, manchmal tief entschlossen und manchmal unentschieden und unsicher. Das Stimmige bringt das zum Ausdruck, was gerade überwiegt. Nicht das idealistische Selbstbild, sondern die Selbsterkenntnis hilft dabei, sich selbst zum Ausdruck zu bringen, zu sich selbst zu stehen und sich selbst treu zu bleiben.

Entschiedenheit bedeutet also, die Widersprüchlichkeit der eigenen Identität wahrzunehmen, anzunehmen und die Ambivalenzen der eigenen Existenz nicht nach einer Seite hin aufzulösen. Was ich in einer konkreten Situation erkannt und verstanden habe, was mir im Licht des Glaubens klar geworden ist, das kann mein Handeln bestimmen. Diese Klarheit und Verbindlichkeit ermöglicht eine gedankliche Weite, eine weltliche Präsenz, eine ansteckende Lebendigkeit und faszinierende Handlungsfreiheit. Im Nachhinein kann das als mutig, vorbildlich, christlich oder gar katholisch gelten. Doch wer die Ambivalenz der Entschiedenheit nicht ernst nimmt, wird nicht entschieden christlich handeln können.

Zum Weiterlesen

Schwermer, Marion: Bestimmt handeln.
Entschiedenheit aus christlicher Existenz im pastoralen Feld der Gegenwart. Eine empirische Untersuchung, Würzburg 2018.

Sollten wir nicht alle viel mehr verzichten?

Konsumenthaltsamkeit und Weltrettung

Scientia – Philosophie

FABIAN MOOS SJ
Student Magister Theologie Paris

Sie steht in ihren frisch geflickten Öko-fair-trade-Klamotten vor dem Bio-Supermarktregal, die Jutetasche umgeschnallt, und zieht mit zittrigen Fingern die Tupperbox hervor. Vor ihr erhebt sich der Körnerspender: „Regionale Erbsen“ steht dort auf einem handschriftlich geschriebenen Schildchen. Doch gerade als sie ihre Box befüllen will, bemerkt sie mit Entsetzen, dass der Spender leer ist. Nach einigen Sekunden weicht die Schockstarre und sie wirft einen hastigen Blick auf die Regale nebenan. Da ist sie, die Plastikpackung mit den Bio-Erbsen aus Amerika. Sie trippelt möglichst unauffällig hinüber. Nach einem tiefen Atemzug will ihre Hand sich nach vorn bewegen und die Packung ergreifen – doch da hält sie jäh inne. Ihr wird bewusst, was sie da gerade tun wollte. Ruckartig zieht sie die Hand zurück, stürzt aus dem Supermarkt heraus, schwingt sich auf ihr Fahrrad und radelt durch den Regen los. Die nicht-regionalen Erbsen! In tödlichem Plastik verpackt! Fast hätte sie eine große Dummheit begangen. Da hätte sie ja gleich auf die Bahamas fliegen können, wie dieser elendige Nachbar, der sich einen Dreck um die Umwelt schert und nächtelang nur diese furchtbaren Serien guckt. Hoffentlich hat sie eben keiner erkannt. Zur Strafe wird heute Abend eben keine vegane Erbsensuppe gegessen, sondern gefastet…

Zugegeben: Diese Karikatur einer skrupulösen Öko-Existenz ist mehr als überzogen. Und dennoch würden wir uns ein „konsumenthaltsames“ Leben in vielerlei Hinsicht wohl eher unangenehm vorstellen.

Das Anliegen an sich sollte man jedoch keineswegs abtun. Die ökologischen Fakten liegen klar auf der Hand. Die Belastungsfähigkeit des Erdsystems ist begrenzt (zur Erinnerung: Als „planetare Grenzen“ bezeichnen Forscherinnen und Forscher die quantifizierten Belastungsgrenzen der systemisch besonders relevanten und interdependenten globalen Umweltbereiche von Klima, biochemischen Kreisläufen, Landnutzungsänderungen, Biodiversität etc.). In spätindustrialisierten Ländern wie Deutschland müssen wir dringend lernen, wieder genügsamer zu leben und unseren „ökologischen Rucksack“ (Ressourcenverbrauch pro Kopf und Jahr) von derzeit circa 30 Tonnen auf 8 Tonnen zu reduzieren. Unser Lebensstil als ganzer gehört auf den Prüfstand. Allerdings: Begrenzt ist auch die psychische Kapazität der Einzelnen. Führt der Ruf nach heroischer „Konsumenthaltsamkeit“ nicht zur Unterdrückung von Bedürfnissen, einem dauerhaft schlechten Gewissen, Frustrationen und Streit mit den Mitbewohnern? Und ist diese Enthaltsamkeit darüber hinaus nicht ohnehin effektlos, da unser Heldentum dem Rest der Welt herzlich egal ist?

Der „kleine Kantianer“ in unserem Kopf sagt uns: „Lebe so, dass dein Lebensstil verallgemeinerbar wäre.“ Das mag für eine theoretische Begründung von Handlungen recht brauchbar sein – für eine Motivation im alltäglichen Handeln ist er zuweilen etwas dürftig, zumal unter gesellschaftlich-systemischen Bedingungen, die permanent zum Gegenteil ermuntern. Welche anderen Ansätze gibt es bisher, um eine objektive Reduzierung des Konsums zu motivieren?

Fotos: Sigurd Schaper

Individuelle Konsumgestaltung

Ein möglicher Ansatzpunkt ist, von „Konsumgelassenheit“ zu sprechen und diese als Weg zum Glück zu begreifen. Die Philosophin und Künstlerin Ines Maria Eckermann deutet in ihrem Buch *Ich brauche nicht mehr* die Sucht nach immer mehr als zeitgenössische Form der Pleonexia, der Gier, wie sie schon von den griechischen Philosophen als Mutter aller Übel konstatiert wurde. Eckermann führt viele Erkenntnisse aus Psychologie, Soziologie und Glücksforschung an und schlägt schließlich eine ausgewogene Form von Minimalismus vor, der unter anderem von hinduistischen Weisheitslehren und der Achtsamkeitsmeditation inspiriert ist. Als aristotelisch verstandene Tugend ist Konsumgelassenheit das „rechte Maß“ zwischen der Sucht-nach-mehr und der Sucht-nach-weniger. Konsumgelassenheit schafft innere Freiheit und so auch Raum für das, was alle Menschen letztlich suchen: Glück. Das Buch ist humorvoll und einladend geschrieben und steckt voller praktischer Tipps zur Entrümpelung des eigenen Lebens.

Die Reduzierung des Konsums kann also als Gewinn erlebt werden. Im Prinzip könnten immer mehr Bürgerinnen und Bürger immer weniger konsumieren, und irgendwann hätten wir dann die „Acht-Tonnen-Gesellschaft“. Doch selbst wenn diese zunehmende Selbstbeschränkung zu einer allgemeinen

Glückssteigerung führen kann – dem Unterfangen wären sehr schnell strukturelle Grenzen gesetzt: Unser Wirtschafts- und Gesellschaftssystem ist auf stetiges Wachstum angewiesen. Ein „Weniger“ im Konsum großer Bevölkerungsanteile wäre in diesem Sinne fatal. Hier kommen wir in den Bereich des Postwachstums- und Transformationsdiskurses.

Gesellschaftliche Veränderungen

Postwachstumstheoretiker wie Niko Paech, Serge Latouche oder Tim Jackson gehen davon aus, dass wir ein neues Wirtschaftssystem brauchen, um die planetaren Grenzen einzuhalten. Sie wollen ihre Ansätze ebenfalls als positiven Weg begreifen und meiden

„Ähnlich wie beim persönlichen Konsum geht es letztlich nicht um ein Weniger um jeden Preis, sondern um die Frage nach dem ‚Genug‘.“

bewusst einen negativen Verzichts-Diskurs: Paech spricht von „Befreiung vom Überfluss“, Latouche von „abondance frugale“ (in etwa: „sparsame Fülle“), Jackson von „Wohlstand ohne Wachstum“. Ähnlich wie beim persönlichen Konsum geht es letztlich nicht um ein Weniger um jeden Preis, sondern um die Frage nach dem „Genug“. Das drückt auch der in den neunziger Jahren im deutschsprachigen Raum von Wolfgang Sachs eingeführte und in der Forschung etablierte Begriff der Suffizienz (Genügsamkeit) aus, der dritte Bestandteil der Nachhaltigkeit neben Effizienz und Konsistenz (von Stoffkreisläufen). Selbst das im Verbrauch effiziente Elektroauto, das zu einem immer größeren Teil aus recycelten Materialien besteht, ist noch keine Lösung, solange wir der Frage ausweichen, wie viele Autos es unter Einhaltung der planetaren Grenzen noch geben kann – und wie viel damit noch gefahren werden soll.

Für ein positives Verständnis von Suffizienz kann man ähnlich vorgehen wie bei der Konsumgelassenheit. So zeigen zum Beispiel gelungene Pionierversuche im Bereich der Suffizienzpolitik (Zahrnt/Schneidewind), dass Städte mit einem zukunftsfähigen Mobilitätskonzept, welches das Zu-Fuß-Gehen und Fahrradfahren gegenüber dem Autofahren begünstigt, für ihre Bewohnerinnen und Bewohner insgesamt einen Gewinn und keinen Verlust an Lebensqualität darstellen: Sie gehen etwa einher mit deutlich sinkenden Abgas- und Lärmbelastungen und mehr Möglichkeiten für zwischenmenschliche Begegnungen im öffentlichen Raum. Postwachstumstheoretiker versuchen makroökonomische und betriebswirtschaftliche Modelle sowie eine übergeordnete Gesellschaftsvision zu entwickeln, die in diesem Sinne positiv anziehend ist. Ein wichtiges Element dieser Vision wird im französischsprachigen Diskurs mit „convivialité“ (in etwa: „positives Zusammenleben“) ausgedrückt. Dabei geht es um neue Formen der Gemeinschaftlichkeit und zwar als Alternativen zu einseitig individualistischen und konsumistischen Lebensweisen. Konsumgelassenheit ist hier eingebettet in eine neue Vision von Gesellschaft.

Beim Transformationsdiskurs verschiebt sich der Fokus auf die Prozesse der gesellschaftlichen Umgestaltung in Richtung einer nachhaltigeren Welt. In Bezug auf die Zieldimension gibt es große Überschneidungen mit Postwachstumstheorien, zugleich werden in der Regel eher Prinzipien und Rahmenbedingungen definiert, die Prozesse selbst aber offen gelassen. Von Uwe Schneidewind, der am renommierten Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie arbeitet, wird diese „Große Transformation“ in seinem gleichnamigen Buch als spannende Herausforderung

„Es gilt, das eigene Engagement als Lernprozess zu begreifen und sich immer mehr Transformations-Wissen, -Fähigkeiten und -Haltungen anzueignen.“

der Menschheit betrachtet. Wer sich dort einbringt, wird zum „Zukunftskünstler“. Dabei wird klar, dass die „Konsum- und Wohlstandswende“ nur eine von sieben anstehenden Wenden ist – der Energie-, Ressourcen-, Mobilitäts-, Ernährungs-, sowie der urbanen und der industriellen Wende. Wie man es auch dreht und wendet, ein Konsumverzicht allein wird jedenfalls nicht reichen. Im Gegenteil: Weder ist die Rolle des Bürgers auf die des Konsumenten reduzierbar, noch darf das komplette moralische Gewicht der ökologischen Verantwortung auf ihm abgeladen werden. Stattdessen zeigt Schneidewind, wie sich Akteure aus Zivilgesellschaft, Politik, Unternehmen und Wissenschaft als mutige Pioniere einbringen können, um den Wandel voranzutreiben. Dabei gilt es, das eigene Engagement als Lernprozess zu begreifen und sich immer mehr Transformations-Wissen, -Fähigkeiten und -Haltungen anzueignen. Viele gelungene Beispiele und konkrete Vorschläge machen Lust, sich an der jeweiligen Schaltstelle, an der man sitzt, einzubringen. Das Ziel ist, eine „transformative Bürgerin“ zu werden, die sich in Kooperation mit anderen an einem Wandel „von unten“ beteiligt: Schritt für Schritt entstehen alternative Strukturen, die womöglich irgendwann die Oberhand gewinnen.

Gemeinsame „moralische Streckübungen“

Welchen Sinn hat also „Konsumenthaltsamkeit“ und welcher Horizont kann dazu motivieren? Es ist ein ernstzunehmender Versuch, innerhalb eines extrem unnachhaltigen Systems Widerstand zu leisten. Er kann als innere Befreiung und Weg zu mehr Glück empfunden werden, vor allem, wenn er mit einer positiven Vision einer nachhaltigeren Gesellschaft und einer Transformations-Perspektive verbunden wird. In Anlehnung an Harald Welzer könnte man auch von „moralischen Streckübungen“ sprechen, die einen Anlass bieten, sich näher zu informieren, Neues auszuprobieren und vor allem Mitstreiter und Mitstreiterinnen zu finden. Zentral ist, sich selbst als Teil einer großen Bewegung zu verstehen, die tatkräftig am Entstehen einer nachhaltigeren Welt mitwirkt. Das kann dem eigenen Engagement einen Sinn geben, auch über Erfolge und Misserfolge hinaus.

Es bleibt zu hoffen, dass mehr und mehr konsumgelassene, kreative und einladende „Zukunftskünstler“ durch alle Krisen und Widersprüche hindurch einen nicht nur nötigen, sondern auch in sich wünschenswerten Wandel mitgestalten.

Literaturhinweise:

Ines Maria Eckermann, Ich brauche nicht mehr. Konsumgelassenheit erlangen und nachhaltig glücklich werden, Tectum, 2018.

Niko Paech, Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie, Oekom, 82014.

Uwe Schneidewind, Angelika Zahrnt, Damit gutes Leben einfacher wird. Perspektiven einer Suffizienzpolitik, Oekom, 2013.

Uwe Schneidewind, Die Große Transformation. Eine Einführung in die Kunst des gesellschaftlichen Wandels, Fischer, 2018.

Oswald von Nell-Breuning-Institut

Interdisziplinäre Tagung „Freiheit, Gleichheit, Selbstausbeutung“

Führt der Wandel zur Dienstleistungsgesellschaft in eine demokratisch-egalitäre Gesellschaft oder – im Gegenteil – zu ausbeuterischen Dienstbot_innenverhältnissen? Mit dieser Frage befasste sich die Fachtagung des Nell-Breuning-Instituts und der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft (FEST) am 30. September und 1. Oktober. Sechzig Wissenschaftler_innen aus Ökonomie, Sozialethik, Soziologie, Politik- und Rechtswissenschaft sowie Praktiker_innen aus Gewerkschaften und Kirche diskutierten in vier Arbeitsgruppen und in fünf Einheiten im Plenum über die Zukunft der Demokratie und des Sozialstaats in der Dienstleistungsgesellschaft.

Einen zentralen Bezugspunkt der Tagung bildete die These der Baumolschen Kostenkrankheit: Soziale Dienstleistungen können – im Gegensatz zum industriellen Gewerbe – nur sehr begrenzt in ihrer quantitativen Produktivität gesteigert werden. Folglich steigen mit allgemeinen Lohnzuwächsen die Kosten in der Pflege und bedingen die heutige Sorge-Krise mit. Sorgearbeit ist zudem zentral durch eine starke geschlechtsspezifische Ungleichverteilung gekennzeichnet, wie Uta Meier-Gräwe (Universität Gießen) verdeutlichte. Im Anschluss an Nancy Fraser plädierte sie für eine Neuorientierung am Erwerbssorgemodell, in dem beide Geschlechter in gleichem Umfang Sorge- und Erwerbsverpflichtungen tragen. Einer weiteren zentralen Herausforderung in der Organisation von Sorgearbeit widmete sich Kirsten Scheiwe (Universität Hildesheim) mit der Thematik der Scheinselbständigkeit in den sozialen Dienstleistungen. Die Rolle des Sozialstaates als Akteur wurde von Ingo Bode (Universität Kassel) beleuchtet. Er diagnostizierte einen sozialpolitischen Ausbau in Form eines „unsozialen Sozialstaates“, der wenig bedarfsgerecht ist. Hans J. Pongratz (LMU München) diskutierte abschließend aus der Perspektive des Marxschen Ausbeutungsbegriffs das Konzept der Selbstausbeutung.

Im Rahmen der Tagung fand ein öffentlicher Abendvortrag des Londoner Publizisten Paul Mason statt, der zu später Stunde Aula und Atrium füllte. Mit seiner These vom „Postkapitalismus“ behauptet Mason, dass mit der Senkung der Produktionskosten durch digitale Technologien die Entwicklung in eine klassenlose Dienstleistungsgesellschaft möglich geworden ist.

In diesem interdisziplinären Debattenraum wurde zwei Tage lang konstruktiv über die Zukunft der Dienstleistungsgesellschaft diskutiert. Zum gleichen Thema wird das Nell-Breuning-Institut in der ersten Hälfte des Jahres 2020 ein Buch veröffentlichen, das auch die Impulse der Tagung enthalten wird.

Institut für Philosophie (IfP)

Religiöse Identität im Zeitalter des Pluralismus

Zwischen 2015 und 2018 hat die John Templeton Foundation unter Federführung des Instituts für Christliche Philosophie der Universität Innsbruck das interdisziplinäre Forschungsprojekt „Analytic Theology and the Nature of God: Integrating Insights from Science and Philosophy into Theology“ finanziert, an dem neben verschiedenen Fakultäten und Hochschulen in Deutschland auch unsere Hochschule mit einem Teilprojekt beteiligt war, und zwar einem Projekt zur religiösen Vielfalt. Soeben ist ein Sammelband erschienen, der die Ergebnisse einer Tagung, die im Vorjahr in Sankt Georgen gemeinsam mit ForscherInnen aus Deutschland, den Niederlanden, England, Finnland, Israel, Russland und China stattfand, festhält: Peter Jonkers, Oliver J. Wiertz (Hg.), *Religious Truth and Identity in an Age of Plurality*, London: Routledge Publishers 2019. Peter Jonkers ist Professor für Philosophie an der Universität Tilburg in den Niederlanden; Oliver Wiertz ist Mitglied unseres Instituts und seit 2008 Inhaber des Lehrstuhls für Religionsphilosophie und Erkenntnistheorie unserer Hochschule.

Auf der genannten Tagung wurden philosophische und theologische Fragen im Zusammenhang mit der religiösen Vielfalt aus drei Sparten behandelt: I. Religiöse Wahrheitsansprüche im Zeitalter religiöser Vielfalt und das Problem religiös motivierter Gewalt. II. Die Auswirkungen religiöser Vielfalt auf die Rationalität religiöser Glaubensbekenntnisse und -praktiken. III. Praktische Fragen (die gesellschaftlich-politische Bedeutung religiöser Verschiedenheit, die Möglichkeit religiöser Mehrfachzugehörigkeit und die Bedeutung von Mission in Zeiten religiöser Vielfalt). Das Teilprojekt „religiöse Vielfalt“ ist damit noch nicht abgeschlossen. Es steht noch ein Symposium im kommenden Wintersemester und ein noch zu publizierender Sammelband zum gleichen Thema aus.

Grillmeier-Institut für Dogmengeschichte, Ökumene und interreligiösen Dialog

Relecture des Werkes von Alois Grillmeier

Unter dem Titel *Jesus der Christus im Glauben der einen Kirche* ist im Juli ein von Theresia Hainthaler, Dirk Ansorge und Ansgar Wucherpfennig herausgegebener Sammelband erschienen, der zahlreiche Beiträge international angesehener Theologen zur Christologie enthält. Der Band dokumentiert eine internationale Tagung, die im Herbst 2017 anlässlich der Emeritierung von Theresia Hainthaler in Sankt Georgen stattfand. Auf der Grundlage neuerer Forschungen widmen sich die Beiträge dem von Alois Grillmeier begründeten und von Theresia Hainthaler fortgeführten Werk *Jesus der Christus im Glauben der Kirche*. Aus unterschiedlichen Perspektiven werden Grillmeiers Forschungen zur Christologie fortgeführt und vertieft. Dabei kommen auch die Kirchen des Ostens, deren theologische Traditionen sowie aktuelle ökumenische Dialoge zur Sprache. Die Relecture des Werkes von Alois Grillmeier weitet den Blick auf den frühen Islam und gibt wichtige Anstöße für aktuelle christologische Debatten. Das 450-seitige Buch ergänzt Grillmeiers Studien zur Christologie und ist wie diese im Freiburger Herder-Verlag erschienen (ISBN 978-3-451-38348-9).

Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität und Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik

Zwischen Dienstaufsicht und Dienstleistung

Was schätzen kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an ihrer Einrichtung, was vermissen sie? Worauf legen ihre Kundinnen und Kunden besonderen Wert? Wie jede Organisation, die Dienstleistungen anbietet, kommt auch die Kirche an diesen Fragen nicht vorbei. Sofern Beschäftigte der Kirche und ihre Partnerinnen und Partner einem gemeinsamen, einem jesuanischen Auftrag dienen, kommt ihnen eine ganz eigene Bedeutung zu. In ihrer jüngst veröffentlichten Studie untersuchen Klaus Kießling und Theresia Strunk am Beispiel der Diözesan-Kurie Rottenburg-Stuttgart Aspekte der Arbeitszufriedenheit von Beschäftigten und der Zufriedenheit ihres Kundenkreises sowie Qualitätsmerkmale der Zusammenarbeit beider Gruppen. Dabei orientieren sie sich an ausgewählten Leitbildinhalten dieser Behörde.

Dieses Buch richtet sich an alle, die sich für Möglichkeiten der Evaluation und Qualitätssicherung in kirchlichen Kontexten interessieren und nach Zusammenhängen zwischen der Selbst- und der Fremdwahrnehmung kirchlicher Einrichtungen fragen.

Klaus Kießling & Theresia Strunk (Hrsg.), *Zwischen Dienstaufsicht und Dienstleistung. Studie zur Evaluation des Leitbilds der Diözesan-Kurie Rottenburg-Stuttgart*, Ostfildern 2019.

Der Freiheit Schneisen schlagen

Ein Jesuit beim Poetry Slam

CLEMENS KASCHOLKE SJ
Leiter der Zukunftswerkstatt SJ FfM

Vor ein paar Jahren ging ich in München an der Isar spazieren. Mehr aus dem Augenwinkel fiel mein Blick auf ein Graffiti. Warum mein Blick darauf blieb, ist mir eigentlich unerklärlich, da es schlicht in schwarzer Farbe und nicht besonders künstlerisch gestaltet war. Doch der Satz hat sich bei mir eingeprägt: „Spreng den Knast in deinem Kopf!“ Noch unerklärlicher ist für mich, dass ich das Graffiti später nicht mehr finden konnte, obwohl andere nicht verschwunden schienen …

Wenn ich mich in einem eher lockeren Rahmen vorstellen kann, dann sage ich gern, dass ich in einem Staat geboren wurde, den es nicht mehr gibt. Meist ernte ich darauf verdutzte Gesichter. Schnell löse ich es dann auf: die DDR. Was auf den ersten Blick als lockerer Spruch daher kommt, ist für mich weit ernster, als ich es oft selbst in diesen Momenten empfinde. Nicht einmal zwei Jahre bestand die DDR nach meiner Geburt noch und doch war sie ja nicht einfach über Nacht weg, nur weil gesellschaftliche und politische Veränderungen eine Wende und eine Wiedervereinigung mit sich brachten.

Ungern bezeichne ich mich als „Ossi“, weil ich voll und ganz in einem gesamtdeutschen Bewusstsein aufgewachsen bin. Denkend und reflektierend ist die DDR für mich nur Geschichte und Geschichten. Doch mitbekommen habe ich von dieser Zeit sicher etwas. Es ist mir in mein Leben eingeschrieben, vor allem wie meine Familie ihre Geschichte und Geschichten mit der DDR bedenkt und reflektiert.

Aufgewachsen bin ich in einer Welt mit ausreichend Privilegien, die mich „frei“ sein ließ. Vieles war mir möglich. Auswählen konnte ich meist aus mehreren Alternativen. Grenzen als existentielle, schmerzhafte Einschränkungen musste ich nie erleben. Dennoch meine ich, dass es nicht zufällig ist, dass mich das Graffiti so angesprochen hat: „Spreng den Knast in deinem Kopf!“

Schon einige Jahre rumorte in mir immer wieder der Wunsch, eigene Gedichte und Texte zu schreiben. Ja, auch auf der Bühne zu stehen. Etwas von mir zu erzählen. Andere Menschen in meine Gedanken hineinzuziehen. Doch immer wieder schob ich das vor mir her, weil ich das ja doch nicht richtig kann, weil das ja doch niemand hören will, weil ich ja dann sogar selbst auf die Bühne müsste, weil ich ja doch nichts zu sagen habe. Endlos diese Liste.

Irgendwann schrieb ich dann mal für ein Jugendmagazin des Erzbistums Hamburg einen kleinen Text. Doch damit war das dann irgendwie wieder erledigt. Als ich danach in den Germanistikkursen meines Lehramtsstudiums saß, kribbelten wieder meine Finger … Ob ich es nicht doch noch einmal versuchen sollte? So begann ich damit, meine Gedanken, meine Worte in ein kleines Notizbuchen zu schreiben. Erst in Bleistiftversionen. Dann in Reinschrift. Wenn ich heute diese Text lese, dann erkenne ich sie zwar als meine Texte, aber manchmal nicht den Clemens, der sie geschrieben hat. Und es liegen nicht viele Jahre dazwischen.

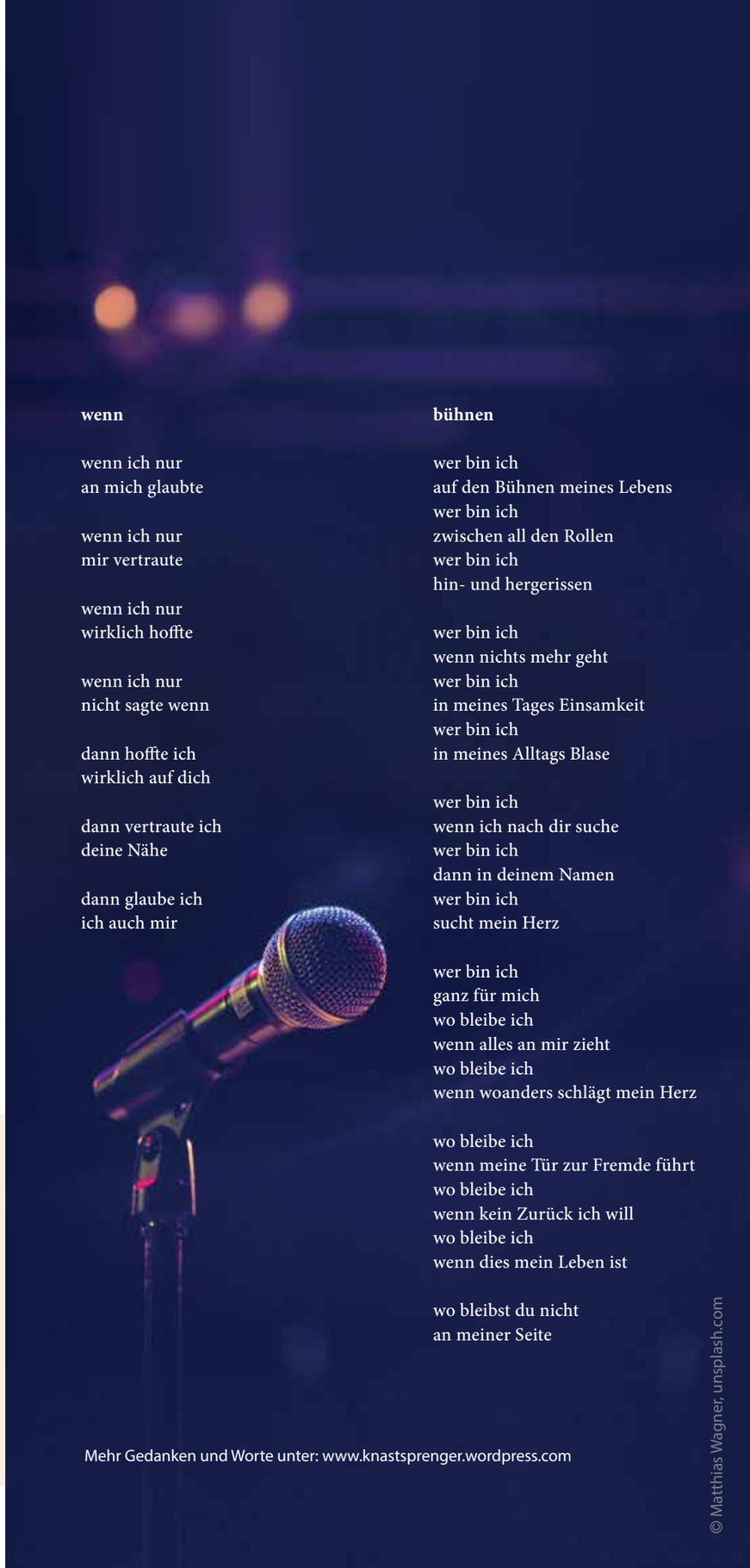
Die Formen und der Stil veränderten sich mit der Zeit, in einigen Phasen dominierten bestimmte Phrasen. Doch auffällig blieb mir, dass wiederkehrend als Wort oder Thema die Freiheit vorkam. In verschiedenen Facetten, in verschiedenen Farben, in verschiedenen Fährten. Doch immer wieder Freiheit. Mal ausdrücklich. Mal versteckt.

Indem ich mit dem Texten vertrauter wurde und mir dadurch mehr vertraute, stellte sich nicht selten die Situation ein, dass ich einen Text aufgrund eines klaren Gedankens begonnen hatte, aber der Entwurf sich erheblich von meinen ersten Erwartungen unterschied. Dass ich mich selbst überraschte, was für Gedanken ihre Ordnung oder auch Unordnung in diesen Zeilen fanden. Für mich eine klare Erfahrung von einem Tiefgang in mich selbst hinein, der mir im oberflächlichen Alltag so nicht möglich ist … der aber auch Geschenk, ja vielleicht sollte ich sagen, Gnade bleibt.

In diesen Tiefenschichten eingefaltet entdeckte ich diese Welt, mich in ihr, meine Menschengefährten und Gott. Immer wieder Spuren, die einander ergänzten, die einander kommentierten, die über mehrere Texte hinweg sich neu einschlichen. So wurde mancher Text mit der Zeit echtes Gebet, echtes Rufen zu Gott, echtes Ausfalten meiner selbst ihm gegenüber.

Freiheit. Immer wieder. Dank jenem Graffiti verstehe ich mich als „Knastsprenger“. Möglichst zuerst bei mir selbst, aber in den nächsten Monaten hier auf dem Campus von Sankt Georgen besonders auch in der Zukunftswerkstatt SJ und in der Berufungspastoral der Jesuiten. Helfen möchte ich, dass junge Menschen mit Gottes Hilfe sich Schneisen in den Urwald ihres Lebens schlagen können, hin zu größerer Freiheit in ihrem Leben, hin zu einem sich entfaltenden Geheimnis im Dialog mit Gott. Ohne Knast im Kopf.

Zur Person
P. Clemens Kascholke SJ ist 1988 in Meiningen (Südthüringen) geboren. Nach dem Schulabschluss studierte er ohne konkrete berufliche Vorentscheidung Theologie in Erfurt und Innsbruck. Nach dem Eintritt in den Jesuitenorden 2011 folgten Jugendarbeit in der KSJ Hamburg und das Lehramtsstudium an der LMU München. Seit Juli 2019 hat er interimistisch die Leitung der Berufungspastoral der Jesuiten in Deutschland inne.



wenn

wenn ich nur
an mich glaubte

wenn ich nur
mir vertraute

wenn ich nur
wirklich hoffte

wenn ich nur
nicht sagte wenn

dann hoffte ich
wirklich auf dich

dann vertraute ich
deine Nähe

dann glaube ich
ich auch mir

bühnen

wer bin ich
auf den Bühnen meines Lebens
wer bin ich
zwischen all den Rollen
wer bin ich
hin- und hergerissen

wer bin ich
wenn nichts mehr geht
wer bin ich
in meines Tages Einsamkeit
wer bin ich
in meines Alltags Blase

wer bin ich
wenn ich nach dir suche
wer bin ich
dann in deinem Namen
wer bin ich
sucht mein Herz

wer bin ich
ganz für mich
wo bleibe ich
wenn alles an mir zieht
wo bleibe ich
wenn woanders schlägt mein Herz

wo bleibe ich
wenn meine Tür zur Fremde führt
wo bleibe ich
wenn kein Zurück ich will
wo bleibe ich
wenn dies mein Leben ist

wo bleibst du nicht
an meiner Seite

Mehr Gedanken und Worte unter: www.knastsprenger.wordpress.com

© Matthias Wagner, unsplash.com

Kräutler-Preis für Sankt Georgener Doktoranden Gideon Pwakim

Im Oktober 2018 hat die Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen den nigerianischen Priester Gideon Pwakim aus dem Erzbistum Jos zum Doktor der Theologie promoviert. Die dazu vorgelegte Dissertation *The Persistence of Religious Violence in Northern Nigeria and the Search for Peaceful Co-Existence. A Theological Perspective* wurde mit dem renommierten „Erwin-Kräutler-Preis für kontextuelle Theologie, interreligiösen Dialog und befreiungstheologische Forschung“ ausgezeichnet. Er wurde am 8. Oktober 2019 in Salzburg verliehen. Der Preis wird alle zwei Jahre vom Salzburger „Zentrum Theologie Interkulturell und Studium der Religionen“ an junge Wissenschaftler vergeben. Sein Stifter, der 1939 in Vorarlberg geborene Bischof Erwin Kräutler, wirkt seit mehr als fünfzig Jahren im nordbrasilianischen Amazonas-Gebiet, wo er sich unerschrocken für die Rechte der Indios und anderer unterdrückter Menschen einsetzt.
Der Preisträger Gideon Pwakim war während seines Promotionsstudiums in Sankt Georgen Stipendiat des „Albertus-Magnus-Stipendienprogramms“. In seiner Dissertation analysiert Pwakim nicht nur kirchliche und theologische Stellungnahmen zu dem seit Jahrzehnten in Nordnigeria gewaltsam ausgetragenen Konflikt zwischen unterschiedlichen Volksgruppen und Religionsangehörigen. Darüber hinaus geht es ihm um eine konflikttheoretische Auseinandersetzung mit den komplexen Beziehungen zwischen Religion, Politik und Gewalt. Die Arbeit schließt mit praktischen Vorschlägen für ein friedvolles Miteinander von Christen und Muslimen in Nordnigeria.

Prof. em. Dr. Norbert Baumert SJ †

Am 16. September ist P. Norbert Baumert SJ in einem Pflegeheim in Wien gestorben. Norbert Baumert wurde am 24. Juli 1932 in Schlesien geboren. Nach dem Abitur trat er in die Gesellschaft Jesu ein. Zunächst studierte er Klassische Philologie und wurde 1972 an der Freien Universität Berlin promoviert. Seit 1980 erhielt er Lehraufträge an der Hochschule Sankt Georgen und habilitierte sich 1982 mit der Arbeit *Tempel des Geistes. Zum Literalsinn der Texte über Enthaltsamkeit, Ehe und die Stellung der Frau im 1. Korintherbrief.* 1982 wurde er zum Dozenten und 1985 zum Professor für Exegese des Neuen Testaments ernannt. Bis zu seiner Emeritierung zum Ende des Sommersemesters 2000 lehrte er an der Hochschule und legte in seiner Forschung den Schwerpunkt auf die paulinische Theologie.

Alt-Sankt Georgener wird Kardinal

Am 5. Oktober, dem Tag, an dem die Amazonas-Synode in Rom begann, hat Papst Franziskus 13 neue Kardinäle erhoben. Dies hatte er bereits am 1. September beim Angelusgebet in Rom bekannt gegeben. Unter den neu ernannten Kardinälen befindet sich auch der Luxemburger Erzbischof Jean-Claude Hollerich. Als gebürtiger Luxemburger war er viele Jahre Mitglied der japanischen Jesuitenprovinz. P. Hollerich kam 1989 von der Sophia-Universität in Tokio nach Sankt Georgen, um sein Theologiestudium fortzusetzen, und erwarb an der Frankfurter Hochschule am 23. März 1990 das Diplom in katholischer Theologie. Am 12. Juli 2011 wurde er von Papst Benedikt XVI. zum Erzbischof von Luxemburg ernannt. Mit dem Kanadier Michael Czerny, dem Leiter der Sektion für Flüchtlings- und Migrationsfragen in der vatikanischen Entwicklungsbehörde, befindet sich unter den neuen Kardinälen noch ein weiterer Jesuit.

Leitung, Vollmacht, Ämter und Dienste – zwischen römischer Reform und teilkirchlichen Initiativen

Vom 30. September bis zum 2. Oktober 2019 fand im Bistumshaus der Diözese Eichstätt Schloss Hirschberg in Beilngries die sechste Hirschberger Kirchenrechtstagung zum Thema „Leitung, Vollmacht, Ämter und Dienste – Zwischen römischer Reform und teilkirchlichen Initiativen“ statt, die vom Sankt Georgener Lehrstuhl für Kirchenrecht, Religionsrecht und kirchliche Rechtsgeschichte und dem Mainzer Lehrstuhl für Kirchenrecht, Kirchliche Rechtsgeschichte und Staatskirchenrecht verantwortet wurde.
Der erste Vortrag von Thomas Meckel (Frankfurt) behandelte das Thema „Leitung, Vollmacht, Ämter und Dienste in kirchenrechtlicher Perspektive“. Er machte darauf aufmerksam, dass die Begriffe Dienst und Amt oftmals unterschiedlich und missverständlich verwendet werden. Dem CIC/1983 ist ein weiter Begriff des Leitungsdienstes inhärent, denn gemäß c. 204 § 1 übt jeder Gläubige qua Taufe die tria munera, also auch den Leitungsdienst, im eigenen Namen aus. Professor Meckel zeigte auf, dass der CIC/1983 zudem einen weiten Amtsbegriff hat, der Ämter für Laien wie für Kleriker vorsieht. Hinsichtlich des Begriffs der Vollmacht stellt er dar, dass das Zweite Vatikanische Konzil die Einheit der Vollmacht im Bischofsamt verwirklicht sieht. Das Verhältnis von Weihe- und Leitungsgewalt wurde von den Konzilsvätern nicht abschließend geklärt. Anteilhabe an dieser Potestas ist durch die Übertragung von Ämtern oder durch Delegation möglich. Professor Meckel plädierte abschließend dafür, Einseitigkeiten und Pauschalitäten in der weiteren Diskussion um die Begriffe Vollmacht, Leitung, Amt und Dienst zu vermeiden, die aufgrund des unklaren konziliaren Befundes fortgeführt werden muss.
Der zweite Vortrag von Ansgar Wucherpfennig (Frankfurt) widmete sich dem Thema „Leitung, Vollmacht, Ämter und Dienste in biblischer Perspektive“. Vom Ausgangspunkt der weltweiten Missbrauchskrise in der Kirche beleuchtete Professor Wucherpfennig das Thema der sexualisierten Gewalt als eine Form des Machtmissbrauchs aus biblischer Perspektive, besonders im Blick auf das Markus- und Matthäus-Evangelium.
Klaus Unterburger (Regensburg) zeigte in seinem Vortrag „Leitung, Vollmacht, Ämter und Dienste – Kirchengeschichtliche Entwicklungslinien“ auf, dass der kirchliche Amtsbegriff im Lauf der Geschichte einem steten Wandel unterworfen war, insbesondere was dessen Bestandteile (Priestertum, Jurisdiktion, Lehramt) und die Kriterien für dessen Übertragung betrifft.
Peter Platen (Limburg/Münster) behandelte in seinem Vortrag „Was heißt eigentlich Vollmacht? Träger und Partizipation“ zunächst den hinsichtlich des Verhältnisses von Potestas ordinis und Potestas iurisdictionis uneindeutigen Quellenbefund des Zweiten Vatikanischen Konzils. Der CIC/1983 normiert keine Inhabilität der Laien zur Übernahme von Leitungsgewalt (vgl. c. 129 § 2), wie beispielsweise an c. 1421 § 2 deutlich wird, gemäß dem Laien zu Diözesanrichtern bestellt werden können. Ein Widerspruch in der geltenden Rechtslage besteht zu c. 274 § 1, nach dem allein Kleriker Ämter innehaben können, für die Weihe- oder Leitungsgewalt erforderlich ist. Professor Platen sieht die in c. 129 § 2 ermöglichte Mitwirkung der Laien an der Leitungsgewalt in den rechtstechnischen Instrumenten der Übertragung von Kirchenämtern und der Nutzung des Rechtsinstituts der Delegation, anhand dessen der Delegat die Gewalt des Deleganten ausübt ohne Träger derselben zu sein, umgesetzt.
Im Anschluss daran erläuterte Markus Graulich (Rom) in seinem Vortrag „Leitung, Vollmacht, Ämter und Dienste – Römische Perspektiven“ die Vorstellung von Papst Franziskus von der Kirche als Gemeinschaft missionarischer Jünger und ihre Implikationen für das Tagungsthema. Dabei machte er deutlich, dass die Grundlage aller kirchlichen Sendung die allen Gläubigen gemeinsame Taufe und Firmung sei. Das Priestertum des Dienstes hat dabei die Aufgabe, den Gläubigen zur Ausübung ihrer Sendung zu verhelfen. Aufgrund dessen sind Leitung und Vollmacht stets in Strukturen der Kollegialität zu verstehen und Klerikalismus unter allen Umständen zu verhindern.
Thomas Schüller (Münster) widmete sich dem Thema „Leitung, Vollmacht, Ämter und Dienste – Teilkirchliche Perspektiven“. Dabei legte er den Fokus auf neue Ämter in diözesanen Kurien und in Pfarreien. Dabei wurde deutlich, dass weibliche und männliche Laien gemäß c. 145 bereits im geltenden Recht Ämter und auch potestas ordinaria ausüben. Auf Ebene der Pfarrei stellte Professor Schüller zudem die Anwendung des c. 517 § 2 in der Diözese Osnabrück vor. Gemäß c. 517 § 2 können bei Priestermangel Laien als Pfarrbeauftragte unter der Leitung eines Priesters an der Ausübung der Hirtensorge der Pfarrei beteiligt werden.
Aus dogmatischer Sicht behandelte Johanna Rahner (Tübingen) das Thema „Frauen in kirchlichen Leitungsämtern – Gegenwart und Zukunft“. Sie legte Argumente für ihre These dar, dass Frauen der Zugang zu allen Leitungsämtern eröffnet werden sollte.
Stephan Haering (München) präsentierte in seinem Vortrag „Leitungskonzepte in Ordensgemeinschaften“. Er zeigte durch eine Darstellung der Organe der Ordensleitung, das heißt der (General-)Kapitel, der Ordensoberen, der Ordensräte und der Vermögensverwaltung, dass diese sowohl eine Mitbestimmung der Ordensangehörigen als auch eine effiziente Führung der Orden ermöglichen. Die Kontrolle der Leitung wird durch regelmäßige Berichterstattungen an die Gremien, Visitationen und begrenzte Amtszeiten in Führungspositionen gesichert.
Den abschließenden Vortrag der Tagung hielt Matthias Pulte (Mainz) zum Thema „Rechtsschutz – Realität und Desiderate“. Er machte deutlich, dass hinsichtlich des Rechtsschutzes der Gläubigen sowohl welt- als auch partikularkirchlich noch einige Desiderate bestehen, vor allem um Schutz vor Missbrauch von Leitung und Vollmacht zu garantieren.
Neben den angeregten und lebhaften Diskussionen, die sich an die Vorträge anschlossen, gab es für die Studierenden in einer exklusiven Runde die Möglichkeit, den Referenten fernab des Plenums Fragen zu ihren Vorträgen zu stellen. Die Tagungsergebnisse werden in Form eines Tagungsbandes in der Reihe Kirchen- und Staatskirchenrecht (KStKR) publiziert.

Vincent Jünger

Conviventia 2.0 – Summer School in Granada

Vom 23. bis 30. September haben sich unter dem Titel „Conviventia 2.0 – das Zusammenleben von Christen und Muslimen in Andalusien“ 22 christliche und muslimische Studierende und Promovierende der katholischen, evangelischen und islamischen Theologie und der Religionswissenschaften als gemeinsame Dialogpartner*innen auf den Weg nach Granada (Spanien) gemacht, um in einer Summer School an Ort und Stelle die Geschichte der Konvivenz nachzuverfolgen: Ist das friedliche und einander beeinflussende Zusam-

menleben von Muslimen, Christen und Juden im Mittelalter ein Mythos oder fand es tatsächlich statt? Und wie ist das Zusammenleben heute in Andalusien? Neben Referaten, Besichtigungen und Zusammentreffen mit muslimischen und christlichen Gesprächspartner*innen stand auch immer die Frage im Raum, was gelingende Konvivenz für Deutschland bedeutet. Ein wichtiges Fazit: Dialog, das heißt nicht, übereinander zu reden, sondern miteinander zu reden und zu leben. Die akademische Summerschool wurde gemeinsam vorbereitet und durchgeführt vom Lehrstuhl „Katholische Theologie im Angesicht des Islam“ in Sankt Georgen und dem „Forum für Interkulturellen Dialog“ in Frankfurt/Main.

Vorankündigungen

Seit dem 30. Oktober 2019: Ringvorlesung
„Die Kirche und der Skandal des sexuellen Missbrauchs“, Beginn 19 Uhr, weitere Termine: 11.12.2019 / 15.01.2020 / 05.02.2020

29. Januar 2020
Akademie zu Ehren des hl. Thomas von Aquin
Beginn: 17:00 Uhr, Eucharistiefeier in der Seminarkirche, anschließend Akademie in der Aula der Hochschule, den Festvortrag hält Bischof Dr. Heiner Wilmer zum Thema „Wie geht Gott? Erfahrungen aus der Tora“

18.-20. März 2020: IWM Jahrestagung

13. Mai 2020: Festakt zum 80. Geburtstag von Prof. Dr. Helmut Engel SJ

Bitte beachten Sie für aktuelle Informationen die Ankündigungen auf der Startseite der Homepage **www.sankt-georgen.de**

JUBILARE

5.2.2020: Peter Knauer SJ (85 Jahre)
22.2.2020: Michael Sievernich SJ (75 Jahre)
6.3.2020: Friedhelm Mennekes SJ (80 Jahre)
10.4.2020: Werner Löser SJ (75 Jahre)
13.5.2020: Helmut Engel SJ (80 Jahre)
11.6.2020: Markus Luber SJ (50 Jahre)

JETZT BESTELLEN!

Und wenn die Wahrheit mich vernichtet
Pater Richard Henkes im KZ Dachau –
Graphic Documentary

»Auf der Lagerseite, wo ich arbeite, ist eine Epidemie ausgebrochen und damit sie nicht weiter um sich greift, sind wir gänzlich isoliert worden … Sonst sieht es recht schlimm bei uns aus. Die Leute sterben in Massen, weil sie vollständig ausgehungert sind … Ein grauenhaftes Bild.« Richard Henkes

Eindrücklich und lebendig erzählt Drushba Pankow den Lebensweg des Pallottiner-Paters Richard Henkes als Graphic Documentary. Auf der Grundlage historischer Geschehnisse und überlieferter Briefe von Richard Henkes schildern die Illustrationen beinahe filmisch seinen Weg zum Märtyrer der Nächstenliebe.

Er sagte, was nicht mehr gesagt werden durfte, wurde verhaftet und ins KZ Dachau deportiert. Als Ende 1944 im Lager eine Flecktyphus-Epidemie ausbrach, meldete er sich freiwillig für die Pflege der Kranken, infizierte sich dabei und starb am 22. Februar 1945.

Am 15. September 2019 wurde Pater Richard Henkes SAC im Limburger Dom seliggesprochen.

EURO 9,90 Euro
DinA4, 40 Seiten, farbig
ISBN 978-3-87614-110-7
www.pallotti-verlag.de

„So können wir nicht weitermachen!“

Erst die Bankkarriere, dann das Theologiestudium:
Fragen an Carmen Neumayer

Auf Ihrer Homepage schreiben Sie: „Als Theologin und als Volkswirtin“ interessieren Sie sich unter anderem für nachhaltige Wirtschaft. Wie stellen Sie sich Menschen vor, die Sie noch nicht kennen, – als Theologin oder als Volkswirtin?
Eigentlich stelle ich mich vor als die, die ich bin: Carmen Neumayer. Meine Ausbildung tritt da in den Hintergrund. Ich muss ehrlich sagen: Als ich mein Studium hier in Sankt Georgen abgeschlossen hatte, dachte ich, die Welt da draußen liegt mir zu Füßen. Dem war aber nicht so – im Gegenteil: Man kann „da draußen“ echte Probleme bekommen, wenn man sich als religiös bekennt. Auch wegen des Standings der Kirche momentan halte ich das eher im Hintergrund. Ich bin Carmen Neumayer und wenn mich jemand fragt, was ich beruflich mache, dann sage ich, dass ich hier ein eigenes Business habe.

Sie waren sehr erfolgreich in der Finanzbranche beziehungsweise Sie sind es immer noch. Wie kommt man als erfolgreiche Geschäftsfrau darauf, nochmal auszusteigen und Theologie zu studieren?
Eigentlich war ich schon ein Stück ausgestiegen bedingt durch meine Kinder. Bevor die auf die Welt kamen, hatte ich salopp geplant: Ich mache Karriere und Kinder so nebenbei, wie einem ja oft in der Presse gesagt wird, das sei kein Problem. Die Realität ist aber eine andere. Und dann hat mein Herz gesprochen und ich habe mir gesagt: Ich gebe meine Kinder nicht ab, sondern der Fokus ist jetzt bei ihnen und ich muss verzichten. Der Verzicht war bitter, denn ich habe ja meine Karriere aufgegeben, mit der ich sehr viel Geld hätte verdienen können, aber ich habe dazu bewusst nein gesagt.

Und das Theologiestudium?
Meine Erfahrungen aus dieser Zeit haben sich dann verdichtet, und da ich schon immer ein sehr spiritueller Mensch war, wollte ich wissen, was uns wirklich im tiefsten Inneren bewegt, was uns motiviert, in der Welt so oder so zu handeln. Dazu kam, dass ich zum Glück die Freiheit hatte, etwas zu machen, was man sonst nicht machen kann: etwas zu studieren, was unter Umständen eben kein Geld bringt. Das ist ein gigantischer Luxus, ein Geschenk, das ich angenommen habe. Und dann habe ich dieses Kleinod hier entdeckt.

Danach sind Sie ja wieder in Ihren Beruf eingestiegen – wie hat sich da Ihre theologische Arbeit ausgewirkt?
Das war ein großer Umbruch, der einen langen Veränderungsprozess eingeleitet hat, der noch nicht beendet ist, ein wichtiger Baustein in meinem Leben. Verändert hat es meine Arbeit insofern, dass ich erkannt habe, dass es im Bankenbusiness so nicht weitergehen kann – so können wir nicht weitermachen! Die Finanzmärkte verzwecken alles und Gelder fließen an Orte, wo sie nicht mehr zum Wohl der Gesellschaft eingesetzt werden – und dann haben wir die verschiedenen Krisen, die uns zeigen: Wir haben‘s letztlich nicht im Griff.

Glauben Sie deshalb, dass in Ihrem „ethical consulting“ Potenzial steckt?
An erster Stelle steht in der Wirtschaft Gewinnmaximierung. Das ist Fakt und das braucht man nicht wegdiskutieren. Die Leute an der obersten Stelle interessieren sich für Zahlen und danach wird gehandelt. Da wird aber nicht zwangsläufig gut gehandelt. So ein kleines Mädchen, Greta Thunberg, tritt jetzt auf und rüttelt uns wach. Und hier kreuzen sich unsere Wege, das ist das, was wir vor Jahren schon erkannt hatten: Wir können so nicht mehr leben. Wir müssen uns zurücknehmen und auf Gewinn verzichten. Momentan habe ich einen Podcast bei Instagram, in dem ich erzähle, wie ich persönlich von einem sehr wenig nachhaltigen Haushalt auf einen nachhaltigen umsteige – das ist ein gigantisches Feld.

Können Sie konkrete Beispiele nennen? Ist das nicht unglaublich schwierig?
Ich habe mit den „Basics“ angefangen, mit Essen und Trinken und habe da einmal geschaut, wie viel Plastik ich eigentlich im Haushalt habe. Ich bin zum Beispiel von Plastik- auf Glasflaschen umgestiegen. Jetzt bin ich einen Schritt weiter

und lasse mir eine Armatur in der Küche einbauen, mit der wir das Leitungswasser besser zapfen können. Ich habe mich kundig gemacht; das ist sehr gutes Trinkwasser. Warum soll ich so blöd sein, mir Flaschen zu kaufen?

Papst Franziskus schreibt ja in *Evangelii Gaudium*, dass „diese Wirtschaft tötet" – was denken Sie über die Rolle der Kirche in ökologischen Fragen?

Die Kirche macht gar nichts. Ich bin so enttäuscht. Da muss eine Greta Thunberg auftreten, und ich frage mich: Warum? Wo sind die ganzen Amtsträger? Wo ist die Kirche? Ich muss es leider sagen: Die Kirche ist nicht mehr der Ort, an dem Christi Auftrag wirklich ernstgenommen wird. Mit den vorhandenen Strukturen lässt sich das schwer vereinen, wenn man eine gute Position und Macht hat, für das Wohl aller zu handeln. Es werden Charaktere angezogen, die Macht leben wollen und sich nicht für das einsetzen, worum es wirklich geht. Das ist meine tiefe, bittere Enttäuschung …

…aber Franziskus lobt doch Greta Thunberg. Wieso kommt das Ihrer Meinung nach nicht durch?

Die Kirche hat ihre Vertrauenswürdigkeit verloren und das ist tief in den Menschen drin. Ich weiß nicht, ob man das noch irgendwie auf die Reihe kriegen kann. Ich denke, die Zeit wird es regeln, aber jetzt ist das Vertrauen verspielt; der Zug ist abgefahren. Es gibt so viele Themen, die man angehen müsste: Strukturen, Lebensformen, die Stellung der Frau, …Wie will eine Institution, die in der Vergangenheit lebt, Vorbild sein? Es wird viel geredet, man müsse sich langsam entwickeln. Nein, schnell muss gehandelt werden! Da kann man nicht mehr warten.

Ein Gedankenexperiment: Stellen Sie sich vor, Sie könnten ein Bistum, den Papst oder wen auch immer ethisch beraten. Wen würden Sie aussuchen und was würden Sie empfehlen?

Ich würde, wie überall, den Chef, den obersten Chef natürlich, wählen und das ist der Papst. Doch selbst der oberste Chef hat nicht immer die totale Kontrolle und die Macht, alles umzustellen. Es gibt ja einen riesigen Apparat und viele Kräfte, die gegensteuern und etwas nicht wollen. Wenn ich mit dem Papst sprechen würde, der würde abnicken, was ich sage, aber er könnte nicht alles alleine umsetzen.

Hätten Sie eine Idee, wie sie ihn dazu befähigen würden? Was sagen Sie beispielsweise einem CEO, der zu Ihnen kommt und Probleme hat, seine Visionen in die Tat umzusetzen?

Das ist unterschiedlich. Wenn ein Unternehmen kommt und sagt: „Wir wollen etwas verändern!", muss ich erstmal reingehen und erspüren, wie die unterwegs sind: Meinen die wirklich das, was sie sagen, oder um was geht es wirklich? Ist das Bio-Siegel aufgeklebt oder wollen sie Bio leben? Und wenn ich merke: Ja, die meinen es ernst, muss man die Kräfte identifizieren, die dagegen spielen, und dann versuchen, herauszufinden, wieso das so ist, wieso sie sich nicht verändern können. Da gibt es sicher Menschen, die Angst haben, die sich nicht öffnen können. Solchen Leuten würde ich eine Alternative anbieten: „Vielleicht ist es besser, sie orientieren sich anders!", wie man das so sagt. Man könnte auch sagen: Ich würde sie aus ihren Positionen entfernen.
Wo Kirche mit (materieller) Macht in Berührung kam, wurde sie anfällig für Verzweckung. Und da haben es die Menschen nicht mehr geschafft, den Geist wirklich reinzulassen; sie haben einen Deckel draufgesetzt, ohne die Menschen in die spirituelle Freiheit zu führen, sie haben sie geknechtet: „Wir wissen, wie das mit Gott funktioniert – und ihr nicht!" Das ist der falsche Weg. Jesus ist in die Welt gekommen, uns zu befreien von Strukturen und Knechtschaft, er wollte uns die Freiheit schenken – und wir sind hergekommen und haben's umgekehrt. Ganz tief in unserem Herzen und in unserem Bauch wissen wir aber, was die Wahrheit ist. Ich bin Mit-Schöpfer und kann mich immer entscheiden: Schöpfe ich mit? Helfe ich, eine bessere Welt zu machen?

Die Fragen stellte Martin Höhl.

Zur Person
Carmen Neumayer, geboren in Pforzheim, studierte 1983 bis 1989 Volkswirtschaftslehre in Heidelberg und arbeitete anschließend erfolgreich im Investmentbanking und Fondsvertrieb bei verschiedenen Banken. Nach der Geburt ihrer Kinder engagierte sie sich vor allem ehrenamtlich und begann 2009 schließlich ihr Theologiestudium an der PTH Sankt Georgen, welches sie 2014 mit einer Diplomarbeit zur theologischen Bedeutung von Arbeit abschloss. Seitdem leitet sie zusammen mit ihrem Mann „Neumayer Ethics Council"; eine Unternehmensberatung, die auch ethische Themen wie Nachhaltigkeit und ökologische Fragen in den Blick nimmt.

Foto: privat

Kann man mehr als eine Religion praktizieren?

Zum Phänomen der christlichen Zenpraxis

ALEXANDER LÖFFLER SJ
Dozent für Fundamentaltheologie Sankt Georgen

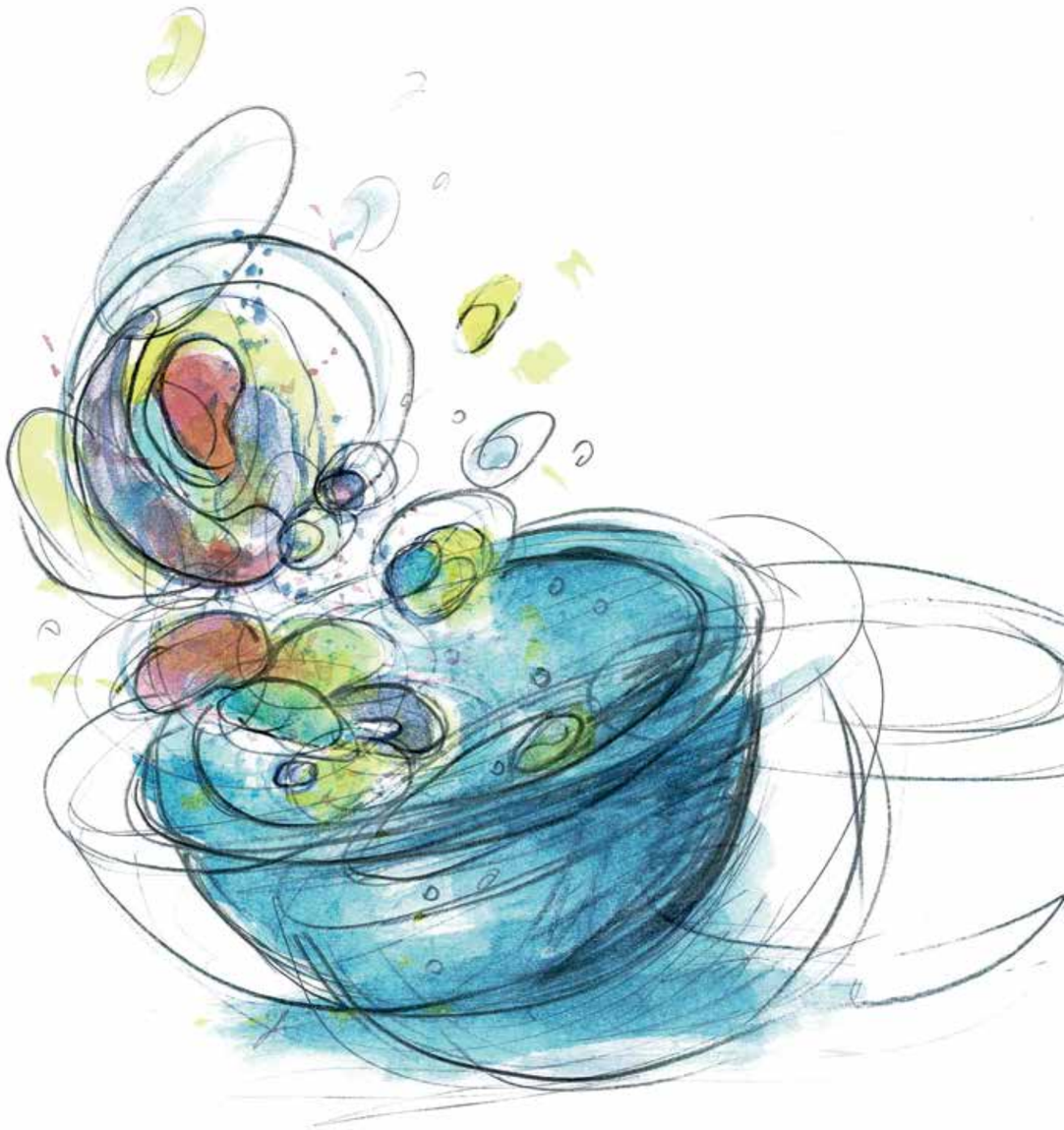
Können Christinnen und Christen mehr als eine Religion praktizieren? Auf den ersten Blick irritiert diese Frage, denn das Christentum versteht sich als einen vollumfänglichen Heilsweg, zu dessen erfolgreicher Umsetzung es – mit Ausnahme der Gnade Gottes – keinerlei Hilfe von außen bedarf, erst recht nicht aus einer anderen religiösen Tradition. Ein zweiter Blick lässt allerdings erkennen, dass diese Frage nicht ganz unberechtigt ist, denn es gibt in der Tat bereits Christinnen und Christen, die mehr als nur eine – ihre christliche – Religion praktizieren. Schenkt man dem Religionsmonitor (der Bertelsmann Stiftung) aus dem Jahr 2013 Glauben, dann stimmte dort fast ein Drittel (29 Prozent) der religiösen Westdeutschen der Aussage zu: „Ich greife für mich selbst auf Lehren verschiedener religiöser Traditionen zurück." Schaut man in die Kursprogramme kirchlicher Bildungshäuser und geistlicher Zentren, dann lässt sich erahnen, dass es mit dieser Aussage wohl seine Richtigkeit hat. Denn auch dort gibt es mittlerweile eine bunte Vielfalt an Angeboten zu Spiritualitätsformen, die aus den Traditionen des religiösen Ostens stammen. Christinnen und Christen praktizieren Zen oder Yoga (oder beides), weil ihnen diese Übungen an Leib und Seele guttun, sie sie vor allem aber auch als eine Bereicherung für ihr christliches Gebets- und Glaubensleben erfahren.

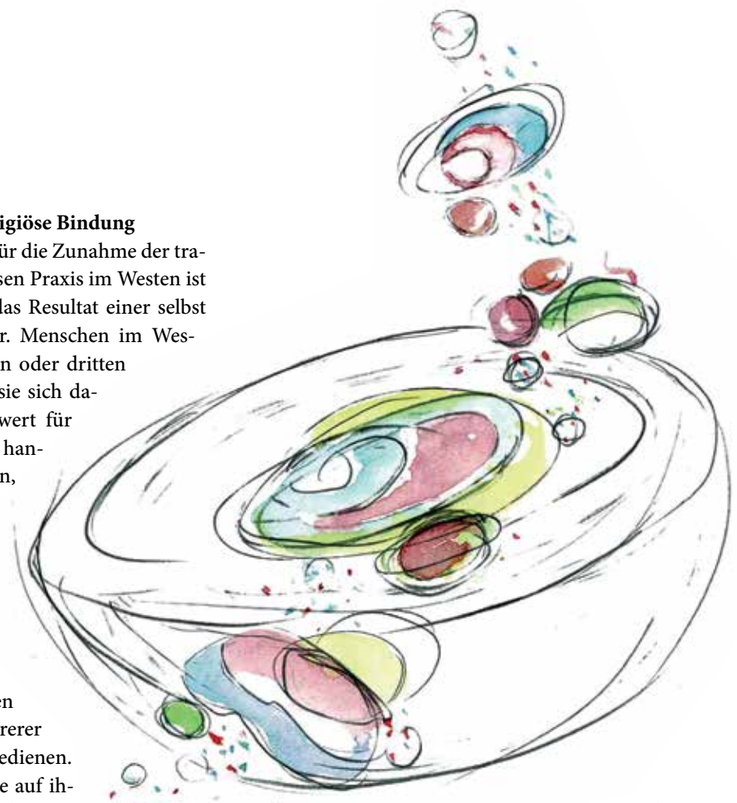
Eine Realität im asiatischen Osten und zunehmend auch im Westen

Wer nun meint, dass die religiöse Doppel- oder Mehrfachpraxis die Erfindung eines (auch religiöserseits) dekadent gewordenen Westens sei, den oder die kann ein Blick in den Osten eines Besseren belehren. In vielen Ländern Ostasiens wird die religiöse Mehrfachpraxis seit vielen Jahrhunderten – vielleicht sogar Jahrtausenden – als Ausdruck der kulturellen Identität gelebt. So etwa in China, wo das Leben der meisten Menschen traditionellerweise von drei Religionen – namentlich von Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus – bestimmt ist. Oder in Japan, wo sich die Menschen (laut Umfragen) im Schnitt 1,85 Religionen zugehörig fühlen.

Dass die religiöse Doppel- oder Mehrfachpraxis nun auch im Westen zu einer immer deutlicher greifbaren Realität wird, hat mehrere Gründe. Ein zentraler Grund besteht darin, dass durch die wachsende Zahl an interreligiösen Ehen und Partnerschaften auch die Zahl derer steigt, die über ihre religionsverschiedenen Eltern von klein auf mit den Riten und Glaubensvorstellungen von zwei religiösen Traditionen in Berührung kommen. So bilden sie im Laufe der Zeit eine doppelte Loyalität oder gar ein doppeltes Zugehörigkeitsgefühl aus – vor allem dann, wenn über die Eltern beide Traditionen gleichermaßen positiv besetzt sind. In vielen Fällen entscheiden sich die Eltern zwar dazu, ihre Kinder nur oder primär in einer der beiden Traditionen religiös zu erziehen. Doch muss dies die Kinder nicht davon abhalten, eine Vertrautheit und Wertschätzung auch für die jeweils andere Tradition auszubilden. Denn im familiären Umgang lässt sich der Kontakt mit der Zweittradition sowieso nie gänzlich vermeiden und in vielen Familien werden die religiösen Hauptfeste und zentralen Bräuche beider Traditionen bewusst gemeinsam gefeiert, so dass sich auch bei einer primär monoreligiösen Erziehung der Kinder eine positive Bezugnahme auf beide religiöse Traditionen einstellen kann. Wie bei der kulturell verankerten Mehrfachpraxis in den Ländern des religiösen Ostens, so stellt auch in diesen familiär bedingten Fällen die religiöse Doppelloyalität weniger das Resultat einer bewusst getroffenen Entscheidung der Einzelnen, sondern die Folge des Hineingeborenwerdens in eine vorgegebene Situation dar. Im Unterschied zur kulturell bedingten ist bei der familiär bedingten Mehrfachpraxis nun allerdings die Synthese zwischen den betroffenen Religionen noch nicht gesellschaftlich vorgeleistet, sondern muss von den Einzelnen jeweils neu in Eigenregie erbracht werden.

Illustrationen: Elke Teuber-S.





Patchwork und zweifache religiöse Bindung

Ein zweiter wichtiger Grund für die Zunahme der traditionsübergreifenden religiösen Praxis im Westen ist spiritueller Natur und stellt das Resultat einer selbst getroffenen Entscheidung dar. Menschen im Westen wenden sich einer zweiten oder dritten religiösen Tradition zu, weil sie sich davon einen spirituellen Mehrwert für ihr Leben erhoffen. Sehr oft handelt es sich dabei um Personen, die zum Christentum und dem kirchlich tradierten Glauben keine oder nur noch eine sehr vage Beziehung haben. Sie fühlen sich deshalb frei, sich bei der Erfüllung ihrer spirituellen Bedürfnisse bei den Lehren und Praktiken mehrerer religiöser Traditionen zu bedienen. Wie Schmetterlinge fliegen sie auf ihrer spirituellen Nektarsuche Blüte um Blüte ab, entnehmen diesen jeweils das, was ihnen selbst als kostbar erscheint, und kreieren so ihr ganz persönliches Sinnuniversum. Die Religionssoziologie spricht hier von „Patchwork-Religiosität", weil nur jene Elemente (patches) aus einer Gesamttradition übernommen werden, die eine Person für sich selbst als spirituell nützlich erachtet, ohne dabei weder auf die Gesamtintegrität der bestehenden Traditionen Rücksicht zu nehmen noch sich einer von ihnen wirklich zugehörig zu fühlen.

Von diesem Typus der Individualreligiösen ohne Traditionsbindung sind nun jene Christinnen und Christen zu unterscheiden, die sich ihrer eigenen Tradition (zutiefst) verbunden fühlen, und sich dennoch aus spirituellen Gründen einer anderen religiösen Tradition zuwenden, indem sie etwa ganz bewusst als Christinnen und Christen Zen praktizieren. Im Unterschied zu den erstgenannten Fällen, bei denen es sich um ein believing without belonging (Grace Davie) handelt, liegt in diesen Fällen eine echte, gleich zweifache religiöse Bindung vor, weil man sich der eigenen christlichen Tradition verpflichtet weiß und zugleich das Zen in seiner buddhistischen Eigenheit zu respektieren versucht. Man startet also vom eigenen christlichen Glauben aus den Versuch, das religiöse Universum des Zen-Buddhismus respektvoll zu betreten oder vielleicht sogar zu bewohnen, je nachdem, wie tief man in die Zenpraxis einzutauchen bereit ist.

Eine Entstellung des Christentums?

Ist es Christinnen und Christen nun aber tatsächlich möglich oder überhaupt erlaubt, in eine andere religiöse Welt einzutauchen? Kommt es durch die Übernahme des Zen in seinem buddhistischen Selbstverständnis nicht zu einer Verfremdung oder gar Entstellung des Christlichen? Dass in dieser Hinsicht kirchlicherseits mehr erlaubt und möglich als allgemein bekannt ist, zeigt ein Blick auf den sogenannten Monastischen Interreligiösen Dialog, denn dort wird genuines Zen schon seit Jahrzehnten mit ausdrücklicher Genehmigung des Vatikans im Herzen der Kirche praktiziert. Im Monastischen Interreligiösen Dialog, der Ende der 1970er Jahre auf Bitten des Päpstlichen Sekretariats für die Nichtchristen errichtet und den Gemeinschaften der benediktinischen Ordensfamilie (OSB, OCist, OCSO) anvertraut wurde, wird nämlich das Zen als eine Form von „innerer" interreligiöser Gastfreundschaft gepflegt. Während es bei der „äußeren" interreligiösen Gastfreundschaft darum geht, andere monastische Ordensleute, etwa buddhistische Nonnen und Mönche aus einem japanischen Zen-Kloster für eine bestimmte Zeit im eigenen Kloster zu beherbergen und das Leben mit ihnen zu teilen, geht es bei der „inneren" Gastfreundschaft darum, durch die Übernahme einer fremden Gebets- oder Meditationsweise dem Gast – und mit ihm Gott – auch einen konkreten Platz im eigenen Herzen zu geben. Dies erfordert neben Mut vor allem Demut, weil der Gast nun mit seiner ganzen Fremdheit im eigenen Herzen wohnt und man sich selbst als Gastgeber aus dem Zentrum zu nehmen hat. Doch genau darin, in der freizumachenden, nicht-besetzten, leeren Mitte treffen sich beide Wege, denn wie die christliche so ist auch die Zen-Spiritualität von einer grundlegend kenotischen Dynamik geprägt: Hier wie dort geht es um Selbst-Überwindung, ereignet sich Heil und Befreiung nur durch den Tod (des alten, in sich selbst verfangenen Ich) hindurch, geschieht wahre Selbst-Findung nur durch Selbst-Aufgabe, ereignet sich Selbst-Verwirklichung in der Praxis der Selbst-Losigkeit (vgl. Lk 9,23f.). Trotz aller Verschiedenheit auf der Bekenntnisebene verfolgen Buddhismus und Christentum in der Tiefe dann doch – zumindest in dieser einen Hinsicht – ein ganz ähnliches Ziel: Sie wollen den Menschen zum wahren Menschsein befreien, sein wahres Selbst, seine Gottebenbildlichkeit zum Leuchten bringen.

Brückenexistenzen, die religiöse Welten verbinden

Freilich stellt eine Alterität respektierende Form der christlichen Zenpraxis eine Herausforderung für die betreffenden Gläubigen dar und verlangt eine sorgsame geistliche Begleitung sowie Unterscheidung der Geister. Sie bietet ihnen und der Kirche im Ganzen aber auch die Möglichkeit, noch einmal ganz neue, bisher weniger oder gar nicht beachtete Facetten des göttlichen Mysteriums (erfahrend) zu erschließen und so noch tiefer in die verheißene Fülle der Wahrheit (vgl. Joh 16,13) und der Katholizität hineinzuwachsen. Nicht zuletzt ließe sich die christliche Zenpraxis damit dann auch als ein konkretes Beispiel dafür verstehen, wie der von den Konzilsvätern in *Nostra aetate* 2 ausgesprochenen Mahnung, dass Christinnen und Christen die „geistlichen und sittlichen Güter" und Werte der anderen Religionen anerkennen, wahren und sogar fördern sollen, in Bezug auf den Buddhismus musterhaft entsprochen werden kann.

Zen praktizierende Nonnen und Mönche (oder Christinnen und Christen im Allgemeinen) können damit als pilgernde Brückenexistenzen verstanden werden und sind somit über das Verhältnis von Zen und Christentum hinaus bedeutsam. Denn genau darin (oder daraus), nämlich Brücke zu sein und unterschiedliche religiöse Welten miteinander zu verbinden, gewinnen sie ihre eigentliche Identität, da sie wissen, dass keine der beiden Seiten oder Welten, zwischen denen sie sich bewegen, ihre wahre oder letzte Heimat ist oder sein wird. Ihre wahre Heimat liegt in der Tiefe beider Welten, in jenem letzten Urgrund, der alle religiösen Welten transzendiert und sie doch in ihrem Ursprung trägt und zusammenhält (vgl. NA 1).

Autorinnen und Autoren

MARTIN LINTNER OSM
wurde 1972 in Südtirol geboren. Er trat 1993 in den Servitenorden ein und ist seit 2011 Professor für Moraltheologie und Spirituelle Theologie an der PTH Brixen.

ANSGAR WUCHERPFENNIG SJ
wurde 1965 geboren. Er trat 1991 in den Jesuitenorden ein und ist seit 2008 Professor für die Exegese des Neuen Testamentes in Sankt Georgen.

KRISHNA RAM ALBERS
ist 1992 geboren und studiert in Sankt Georgen katholische Theologie. 2017 hat er am Studienprogramm „Medien und öffentliche Kommunikation", ebenfalls in Sankt Georgen, teilgenommen.

LISA QUARCH
wurde 1996 geboren. Sie ist Studentin der katholischen Theologie in Frankfurt. In ihrer Freizeit teilt sie ihre Gedanken zum Anhören im Podcast deepshittalk.

CHRISTINA WOLFF
wurde 1988 geboren und studiert in Sankt Georgen katholische Theologie. Neben dem Studium engagiert sie sich ehrenamtlich bei den Pfadfindern und in der Kommunionkatechese.

LUCAS WEISS
stammt aus dem Rheingau und studierte Theologie in Sankt Georgen und Paris, im September beginnt für ihn der Pastoralkurs. Weiss war zuletzt Sprecher der Limburger Priesterkandidaten.

CHRISTOF MAY
wurde 1973 geboren und ist seit September 2018 Regens und Bischofsvikar für die Kirchenentwicklung im Bistum Limburg.

BERNHARD KNORN SJ
ist 1980 geboren und unterrichtet seit dem Sommersemester 2018 Dogmatik und Ökumenik in Sankt Georgen.

TOBIAS SPECKER SJ
ist 1971 geboren und seit 2014 Juniorprofessor für „Katholische Theologie im Angesicht des Islam" in Sankt Georgen.

NIKODEMUS CLAUDIUS SCHNABEL OSB
wurde 1978 geboren und ist seit 2003 Mönch der Dormitio-Abtei in Jerusalem. Er war Prior-Administrator der Abtei und arbeitete danach ein Jahr im Auswärtigen Amt als Berater in dem Referat „Religion und Außenpolitik" mit.

FABIAN MOOS SJ
wurde 1985 geboren und ist seit 2012 Jesuit. Er hat bereits Studien der Romanistik und Philosophie abgeschlossen, bevor er 2019 in Paris sein Theologiestudium begann.

MARION SCHWERMER
wurde 1961 geboren. Seit mehr als 10 Jahren unterstützt sie Menschen in sozialen Unternehmen, kirchlichen Organisationen und nachhaltig arbeitenden Wirtschaftsbetrieben bei Veränderungsprozessen durch ihr Unternehmen „wertimpuls.Organisationsberatung".

CLEMENS KASCHOLKE SJ
wurde 1988 geboren und studierte Theologie sowie Germanistik. Derzeit ist er für die Berufungspastoral des Jesuitenordens verantwortlich und leitet die Zukunftswerkstatt SJ in Frankfurt am Main.

JAKOB SCHORR
wurde 1998 geboren. Nach seinem Abitur begann er 2017 mit dem Studium der Theologie in Sankt Georgen. Er spielt Klavier, Orgel und Kontrabass. Derzeit verbringt er sein Freisemester in Salzburg.

CORNELIA VON WRANGEL
wurde 1951 in Konstanz geboren und macht nach langen Jahren im Journalismus nun in Sankt Georgen ihren Bachelor in Philosophie.

MARTIN HÖHL
ist 1992 geboren und seit 2018 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Moraltheologie in Sankt Georgen.

ALEXANDER LÖFFLER SJ
ist 1972 geboren. Seit 2012 nimmt er die Vertretung des Lehrstuhls für Fundamentaltheologie in Sankt Georgen wahr.

THEOLOGIE UND PHILOSOPHIE

In Heft 3, 2019 lesen Sie:

ABHANDLUNGEN

Hanns Peter Neuheuser
Mysterium fidei – Feier des Geheimnisses und Praxis der Verheimlichung .
Liturgie angesichts der hochmittelalterlichen Arkandisziplin

Cristina Andrea Sereni / Sergio Raúl Castaño
Die These der zweiten Scholastik über den Ursprung der politischen Gewalt und die Position Vitorias

Marco Schrage
Luigi Taparellis naturrechtlicher Entwurf einer weltweiten Friedensordnung

BEITRÄGE

Albert Raffelt
Eine Neuübersetzung von Maurice Blondels L'Action (1893)

Hans-Dieter Mutschler
Kritik der Künstlichen Intelligenz

ISSN 0040-5655
Einfach bestellen unter **www.herder.de**

www.theologie-und-philosophie.de

Geschafft!

VERÖFFENTLICHTE DISSERTATIONEN

Bedin Fontana, Leandro Luis
Love and you Shall Live. Christian Soteriology in the Light of Interreligious Dialogue and the Biblical Notion of Agape
New York: Herder & Herder Book 2019
ISBN: 978-0-8245-9950-8

Elsdörfer, Ulrike
Gott ist Reis. Psychologische Assistenz im multikulturellen Indonesien und im südostasistischen Raum
Münster: LIT Verlag 2019 (Pastoral Care and Spiritual Healing. Spiritualität interkulturell, Bd. 7)
ISBN: 978-3-643-14309-9

Engel, Agnes
„... in der Rolle eines Menschen, der echt ist". Eine pastoralpsychologische Untersuchung zur Methode des Perspektivenwechsels im innerkirchlichen Dialog
Ostfildern: Grünewaldverlag 2019 (Glaubenskommunikation, Reihe Zeitschriften, Bd. 45)
ISBN: 978-3-7867-3175-7

Irankunda, Patrick
Paul, le persécuteur appelé à témoigner. Étude narratologique des récits de vocation de Paul dans les Actes des Apôtres (Ac 9; 22 et 26)
Berlin: Logos Verlag 2019
ISBN: 978-3-8325-4968-8

Mianro Naortangar, Rodrigue
Offenbarung interkulturell. Die dogmatische Konstitution „Dei verbum" im Dialog mit dem Christus-Modell von Fabien Eboussi Boulaga
Innsbruck-Wien: Tyrolia-Verlag 2018 (Salzburger Theologische Studien Band 60)
ISBN: 978-3-7022-3613-7

Narh, Peter Claver
Interkulturelles Zusammenleben in einer Ordensgemeinschaft am Beispiel der Steyler Missionare
Bern: Verlag Peter Lang
(Pastoralpsychologie und Spiritualität, Bd. 21)
ISBN:978-3-631-77776-3

DISSERTATIONEN

Anumnu, Joseph Chidi
Prosperity Theology: An Insigth into its Influences on Igbo-African Catholicism
Erstgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge
Zweitgutachter: Prof. Dr. Bernhard Emunds

Elsdörfer, Ulrike
Spiritual Counseling in Diversity. Zugänge zu spiritueller Beratungskompetenz in Asien
Erstgutachter: Prof. Dr. Dr. Klaus Kießling
Zweitgutachter: Prof. Dr. Heribert Wahl

González Bañuelos, Marco Antonio
Los sueños de José, una búsqueda de la unión familiar. Análisis narrativo de los sueños en Gn 37, 40-41
Erstgutachter: Prof. Dr. Dieter Böhler SJ
Zweitgutachter: O. Univ.-Prof. Dr. Georg Fischer SJ

Pwakim, Gideon
The Persistence of Religious Violence in Northern Nigeria and the Search for Peaceful Co-Existence. A Theological Perspective
Erstgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge
Zweitgutachter: Prof. Dr. Chibueze Udeani

Remmel, Daniel
Die Leiblichkeit der Offenbarung
Die Lebensphänomenologie Michel Henrys und ihre Rezeptionsmöglichkeiten für eine christliche Theorie des Subjekts, eine transzendentale Offenbarungstheologie und Christologie
Erstgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge
Zweitgutachter: Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ

LIZENTIATSARBEITEN

Chowa, Christopher
Die wechselseitigen Lernerfahrungen im Rahmen des Jugendaustauschprogramms zwischen dem Bistum Limburg in Deutschland und dem Bistum Ndola in Sambia
Erstgutachter: Jun.-Prof. Dr. Wolfgang Beck
Zweitgutachter: PD Dr. Birgit Hoyer

Lungu, Peter
Die Wirksamkeit der sozialen Medien als ein Mittel der Evangelisierung unter den katholischen Jugendlichen. Am Beispiel der Jugendkirche Jona (Bistum Limburg) in Deutschland und St. Kizito Gemeinde (Bistum Solwezi) in Sambia
Erstgutachter: Jun.-Prof. Dr. Wolfgang Beck
Zweitgutachter: PD Dr. Birgit Hoyer

Nnanna, Jude
Assessment of the Canonical Form of Marriage in Canon 1108 in the Light of Igbo Traditional Marriage
Erstgutachter: Jun.-Prof. Dr. Wolfgang Beck
Zweitgutachter: Prof. Dr. theol., Lic. iur. ca Thomas Meckel

Wenzel, Hannelore
Die Wüstenväter auf der Suche nach dem verlorenen Paradies. Die frühchristlichen Paradiesvorstellungen im Kontext der Herausbildung außergemeindlicher asketischer Lebensformen in Ägypten und Syrien.
Erstgutachter: Prof. Dr. Johannes Arnold
Zweitgutachter: Prof. Dr. Michael Schneider SJ

MAGISTERARBEITEN

Beranek, Simon Josef Johannes
Der Hirte spricht - die Schafe schlafen
Die Predigt in der Krise?
Gutachter: PD Dr. Birgit Hoyer

Böhm, Matthias
Anerkennung als Grundlegung der Ethik in den Entwürfen transzendentalphilosophischer Glaubensverantwortung von Hansjürgen Verweyen und Thomas Pröpper
Gutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

D' Souza, Dominic Rakesh
Interculturality and Mission in the Context of Globalisation
Gutachter: Dr. Alexander Löffler SJ

D' Souza, Katharina
Die ethische Verantwortung des Menschen gegenüber Tieren
Ein christlich-ethischer Imperativ?
Gutachter: Jun.-Prof. Dr. Edeltraud Koller

Dmytriiev, Hennadii
Die Präimplantationsdiagnostik, eine Missachtung der Menschenwürde?
Gutachter: Jun.-Prof. Dr. Edeltraud Koller

Hau, Erik
Die pluralistische Religionstheologie von John Hick

Hoeger, Thomas
Arrival Parishes
Gutachter: Jun.-Prof. Dr. Wolfgang Beck

Höhl, Martin
Autonomie und Offenbarung
Ein ästhetischer Zugang zum Proprium christlicher Ethik
Gutachter: Jun.-Prof. Dr. Edeltraud Koller

Hohmann, Martin
Jesus gegen Paulus?
Zur theologischen Rezeption von Friedrich Nietzsches Kritik des Christentums
Gutachter: Dr. Alexander Löffler SJ

Kruszewski, Tomasz
Der Hylemorphismus im Spiegel moderner Naturwissenschaften
Gutachter: Dr. Stephan Herzberg

Kruszewski, Grzegorz
Auf dem Weg zur Erkenntnis. Narrative Exegese der Perikope über die Emmausjünger (Lk 24,13-35)
Gutachter: Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ

Millich, Mirko
Um Christi Willen die Heimat verlassen. Zur Motivation iroschottischer Mönche am Beispiel Columban von Luxeuil (540-615)
Gutachter: Dr. Niccolo Steiner SJ

Müller, Markus
Lotsenpunkt in pastoraltheologischer Reflexion
Die Vielfalt zusammenführen
Gutachter: Jun.-Prof. Dr. Wolfgang Beck

Pişta, Leon
Der mariologische Ansatz von Joseph Ratzinger und Gisbert Greshake
Gutachter: Prof. Dr. Michael Schneider SJ

Piechaczeck, Vinzent
Die Krankenhausseelsorge im Religionsrecht der Bundesrepublik Deutschland und im Recht der Katholischen Kirche dargestellt an den Bistümern Dresden-Meißen und Limburg
Gutachter: Prof. Dr. theol., Lic. iur. can. Thomas Meckel

Schmidt, Stephan
'Weil ihr aber nicht von der Welt seid'.
Warum die Kirche sich entweltlichen muss, um wahrhaft Sakrament zu sein

Schwab, Stefan
Bischof Albert Stohr und die Synode unterm Hakenkreuz
Eine kirchenhistorische Untersuchung der Mainzer Diözesansynode von 1937 mit den Schwerpunkten der Jugendpastoral und der Liturischen Bewegung
Gutachter: Dr. Niccolo Steiner SJ

Senghor, Isabella
Wenn Wirtschaft öffentlich wird
Eine diskursethische Untersuchung von Berichterstattungen in Krisenzeiten am Beispiel der „Merkel-Garantie"
Gutachter: Prof. Dr. Bernhard Emunds

Weiss, Lucas Eduard
Realbenediktionen im Vergleich
Beitrag zu einer liturgischen Segenstheologie
Gutachter: Dr. Andreas Bieringer

Winzer, Markus
Communicatio in sacris
Dogmatische Überlegungen zur gemeinsamen Teilnahme an der Kommunion für konfessionsverschiedene Ehepaare
Gutachter: Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ

BACHELORARBEITEN

D' Souza, Katharina
Ethische Verantwortung des Menschen gegenüber Tieren
Die Frage nach gerechter Haltung von Nutztieren
Jun.-Prof. Dr. Edeltraud Koller

Schmitz, Maria
Der Personbegriff in der Krise
Bedroht der Transhumanismus die Integrität der Person?
Prof. Dr. Stephan Herzberg

»GEORG« ist das Magazin der Hochschule Sankt Georgen. Es greift das Motto der Hochschule Pietati et Scientiae auf und dokumentiert ihre Arbeit mit Nachrichten und Beiträgen aus der philosophischen und theologischen Wissenschaft sowie zur Spiritualität.

Viel Vergnügen beim Studieren der Zeitschrift!

Philosophisch-Theologische Hochschule

SANKT GEORGEN

ISSN 2195-3430

Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt/Main
fon: 069. 6061-0 | mail: rektorat@sankt-georgen.de | web: www.sankt-georgen.de